Dezember 1950



DER MARIENBOTE

Rettung



Berta Schneider

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang 15. Dezember 1950, North Battleford, Sask. No. 3

Dies und Das

Weihnachten Es läuten die Glocken zum schönsten Fest der Christenheit. Und mit den Glocken steigt der Menschheit Rufen und Flehen zum Himmel empor: „Gib Ruhe, Herr, und Frieden auf Erden allen Menschen, für die du Menschengestalt annahmst!“ Er allein ist unser Hoffen, und Er allein ist auch die Erfüllung aller Hoffnung. Was hätten wir noch, wenn Er nicht wäre, dieser Jesus, der wahre Sohn Gottes? Wenn sich keiner unserer erbarmt, Gott hat an uns gedacht. Gott denkt immer an uns. Darum ist er ja Mensch geworden und hat Er unter uns gewohnt.

Seine Herrlichkeit sollen wir schauen. Hier auf Erden sehen wir sie nicht. Die Tränen, der Haß, diese große Unsicherheit, dieser ewige Hunger und die nie endende Not, unter der so viele Millionen jammern, kann Jesu Herrlichkeit nicht sein. Sie erinnern weit mehr an den Karfreitag als an Jesu Macht und Glorie. Aber so ist es ja: Er kam nicht in Herrlichkeit, und Er kam nicht, hier auf Erden seine Herrlichkeit zu begründen. Das Kreuz und die Finsternis des Karfreitags waren der Zweck seines Kommens. Er wurde uns ganz gleich, auch im Leid und in unseren Tränen, damit auch wir Ihm einstens gleich werden können an nie vergehender Seligkeit.

Heute singen wir nun wieder das Lied von den Lieblichkeiten der heiligen Weihnacht. O du liebes Krippenkind, daß Du Dich so klein gemacht, um ganz anziehend zu werden! Nicht ein schreckender Gott willst Du sein. Du bist und bleibst in alle Ewigkeit ein anziehender Gott! Du kennst unsere Sünde, und Du zeigst Erbarmen. Du kennst unsere Plagen, und Du legst Dich in die harte Krippe von Bethlehem, um unsere Plagen mit zu erleiden. Du kennst unser Verlangen nach Frieden, nach dem Himmel, nach der Seligkeit, und Du läßt den Weihnachtsstern aufstrahlen und die Lüfte sich füllen mit jubelnden Weihnachtsengeln. Mit Engeln groß und klein, die da reigen und geigen und und singen und schwingen, daß es uns grade ist, als wenn wir sie heute, nach zwei tausend Jahren, immer noch hörten und sähen.

Du kennst unsere Sündenscham und unsere Furcht vor Deinem Gerichte. Und Du gibst uns Maria zur Mutter und den heiligen, guten Joseh zum Schutzpatron. Maria und Joseph hatten keine Furcht vor Dir. Sie waren jaDeine Mutter und ihr heiliger Mann. Du hast sie auch uns zur Mutter und zum Pflegevater gemacht. Durch sie kommen wir zu Dir. Was wir Dir zu sagen immer noch Furcht haben, erzählen wir ihnen, und sie sagen es Dir und bitten für uns.

Nicht schreckender Gott, anziehender Gott willst Du uns sein. Das ist das größte, das erstaunendste Weihnachtsgeschenk das wir je erhalten haben. Und dazu noch erhalten von Gott selbst!

Unbegreiflich! Unerhört ist diese Botschaft! Fast viel zu schön und viel zu schwer zu fassen! Und doch ist sie wahr. Was Du sagst, o Gott, ist immer Wahrheit. Denn Du bist Gott, und keiner ist Dir gleich an Herrlichkeit, an Wahrhaftigkeit, an Treue, an Güte und Liebe. Alles ist bei Dir unendlich, ganz ohne Ende. Auch Deine Liebe hat keine Grenzen. Nicht einmal meine Sünden können Deiner Liebe Grenzen legen. Sollte ich noch so schwer gesündigt haben, sollte mein ganzes Leben auch eine einzige ununterbrochene schreckliche Todsünde sein: Deine Liebe ist doch viel größer. Unendlich größer. Ich kann nichts erfinden, ich kann nichts tun, weder Haß noch Lauheit oder Sünde, das größer wäre und weiter als Deine Liebe. Du übertriffst mich immer, o heiliger Gott der Weihnacht. Wo meine Schuld groß ist, ist dein Erbarmen größer. Wo meine Sünde schrecklich ist, ist Deine Liebe erschreckend weiter und tiefer und mächtiger.

Was soll ich nur sagen, o heiliger Gott? Könnte ich Dich anbeten, heiliger noch und inniger als alle Chöre Deiner Heiligen und Deiner Engel, mit Maria an der Spitze, ich würde es tun. So ergriffen bin ich, wenn ich an Dich denke. An Dich, den Ewigen, den Heiligen, und an mich, den Wurm, der nur groß ist in Schuld und Schlechtigkeit.

O göttliches Kind der heiligen Weihnacht, gib, daß wir endlich einmal Schluß machen mit all den Dingen ,die Dich am Holze leiden ließen. Gib, daß wir die Liebe finden. Die Liebe zu Dir und die Liebe zum Nächsten. Du gabst uns das Herz, auf daß wir Dich damit lieben. Wir nehmen das Herz und hassen und brüten in bösen Lüsten. Nimm unsere Herzen und reinige sie und begnade sie. Führe uns an Deiner Hand. Führe uns zur Buße, zur Frömmigkeit, und von dort zu jener Liebe, die nicht mehr sündigen kann. Die nur noch danken kann und lobpreisen und lieben ohne Ende!

Jahresschluß Das heilige Jahr 1950 ist vorüber. Welchen Segen es uns gebracht hat, können wir mit den Augen unseres Fleisches nicht erblicken. Gottes Segnungen können nur mit dem Blicke des Geistes, mit den Augen der Heiligkeit gesehen und verstanden werden. Der Segen des Herrn kam ganz gewiß auf uns alle herab. Gott erhört jedes Gebet. Und dieses Jahr wurde viel gebetet.

Einer der größten Segen des Heiligen Jahres kam uns am 1. November, als die Kirche Christi feierlich die Himmelaufnahme unserer Gottesmutter Maria erklärte. Unzählige Menschen werden nun wieder mit neuer Liebe zur heiligsten Jungfrau gehen. Auch Nichtkatholiken werden an sie denken und hier und da zu ihr beten. unsere nichtkatholischen Brüder hatten Jesu Mutter vergessen. Nun schrieben dieses Jahr auf einmal alle nichtkatholischen christlichen Zeitungen über Maria. Man spottete über unsere Marienverehrung und man warf uns starrköpfige Rechthaberei vor. Nun könne sich kein Protestant mehr mit uns im Christenglauben vereinen, schrieb man.

Die nichtkatholischen Christen lasen überall über Maria. Und das brachte doch einige zum Nachdenken — und zum Beten zu Maria.

Wer Maria verehrt, die Mutter des Herrn, wer nach dem Beispiel ihrer Reinheit und Gnadenfülle nach dem Leben Jesu strebt, erfüllt das Gesetz des Neuen Testamentes. Je mehr dieses Gesetz auf Erden erfüllt wird, um so größerer Segen Gottes sich senkt über die Täler unseres Jammers und unserer Schuld.

Nun ist das Jahr 1950 vorüber. Was wir Böses getan, nimmt dieses Jahr mit sich in die Ewigkeit. Ewig bleibt das Böse jedoch nicht überall. Wo Gott verzeiht, da verschwindet es für immer. Gott wird es vergessen und Gott will es vergessen.

Was wir Gutes getan, den Mitmenschen und im Leben unserer Gottesliebe, wird vom alten Jahr auch mitgenommen.. Wie das Böse, so können wir auch das Gute nicht ungeschehen machen. Es ist von uns getan, und es bleibt getan. Es ist da nur ein Unterschied zwischen dem Bösen und dem Guten unserer Taten: Das Böse will Gott vrgessen.Und Er löscht es aus bei jeder guten Beichte. Das Gute jedoch will Gott in alle Ewigkeit nicht vergessen. Er will dessen gedenken, so lange Er der Gott der Güte ist, und das ist — immer, ohne Unterlaß, mit unendlicher Liebe.

Darum haben wir allen Grund, am Ende des Jahres beides zu singen, das Lied an das Erbarmen Gottes und das „Großer Gott, wir loben Dich."

Dazu kommt dann noch unser Dankgebet. Jedes Jahr ist reich an Gaben. Auch das Jahr 1950 war reich an Gottesgeschenken. Dem einen kam Gesund-

heit, dem anderen Kreuz. Hier wurden die Felder gesegnet, dort waren bittere Sorgen. Freude kam und Weinen. Und uns allen das tägliche Brot und die tägliche Not. Und viel Verzeihen Gottes im Bußsakrament, und viel Leben und Lieben Gottes im hochheiligen Gottesbrot.

Die Rechnung ist lang, wenn man seine Gottesschulden prüft. Die Rechnung ist schwer, wenn man an die Sakramente des Sündennachlasses und des Fleisches und des Blutes des Herrn denkt. Die Rechnung ist ernst, wenn man an seine Kreuze und Tränen denkt, für die auch gedankt werden muß.

Nur der echte Christ kann wirklich und für alles danken. „Die Liebe erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, sie duldet alles" sagt die heilige Schrift. Wer diese Liebe hat, ist echter Christ. Der kann danken und loben und lieben, auch in Nacht und Trübsal. Denn er sieht überall das Licht Gottes, an das zu glauben und auf das zu hoffen doch der ganze Sinn und die Seele seines Christseins ist.

Loben wir Gott und danken wir ihm während dieser letzten Stunden des Heiligen Jahres 1950. Falls da noch etwas gutgemacht werden müßte, tue es sofort. Diese letzten Stunden sollen Gottes sein, auf daß Gott auch einstens unser werde.

Gelobt sei Jesus Christus!

Der Schriftleiter



Ein recht freudiges

Weihnachtsfest

voller Gnade, Friede und Segen

und Gottes Liebe

für das neue Jahr des Herrn 1951

wünschen

Der Marienbote — Die Oblaten der St. Marienprovinz

Die Marian Press — Der Marianische Missionsverein



Zur Weihnachtszeit

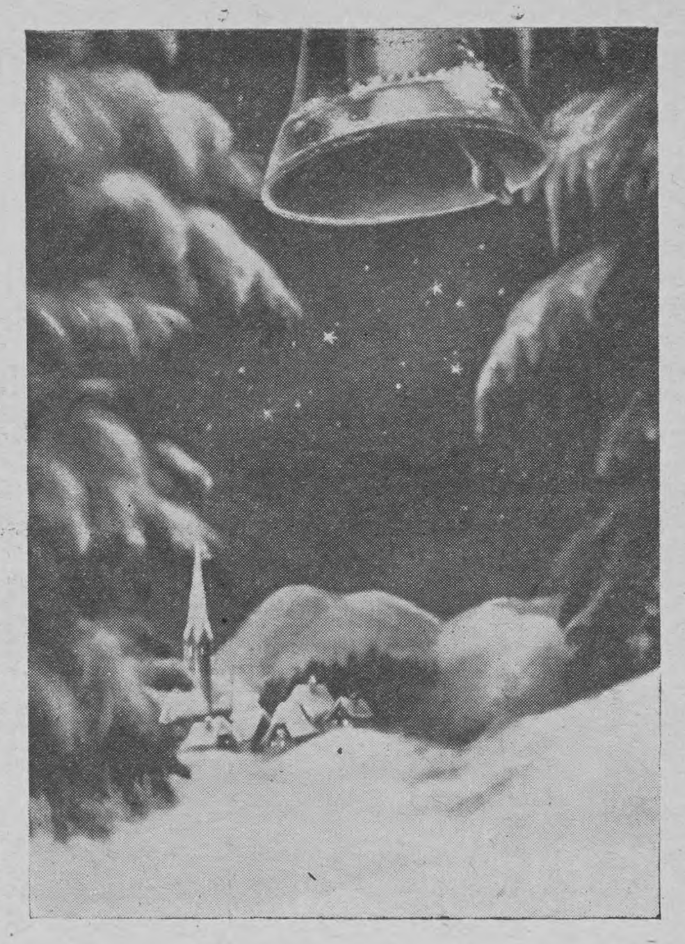


Von Maria M. Schenk

Sacht und feierlich rieselt vom Himmel
Flimmernder Flocken lustig Gewimmel!
Breitet sich aus wie ein duftiger Schleier—
Schmücket die Erde zur Weihnachtsfeier.
Aber drin in den traulichen Stuben
Harren die Mädchen und lauschen die Buben.

Drücken die Näschenen platt an die Scheiben,
Schauen hinaus in das fröhliche Treiben.
Klingt wo ein Glöcklein, tönt eine Schelle,
Dringt durch die Ritzen ein Schimmer von Helle,
Flüstern sie leise : „Hast du's vernommen?
Das Christkind ist hier vorüber gekommen!"

Die lieblichste Geschichte



Das Kommen des Erlösers rückte immer näher und mit ihm das Reich Gottes. Einst war an den Propheten Elias das Wort des Herrn ergangen: Geh heraus und tritt auf den Berg des Herrn. Da trat der Prophet auf den Berg Horeb und erwartete Gott. Und siehe, es kam ein gewaltiger, felsensprengender Sturm, aber in dem Sturm war Jehova nicht; — es kam ein tobendes Beben der Erde, aber in dem Erdbeben war Jehova nicht; es kam im schwarzen Gewölke des Himmels eine mächtige Feuerflamme, aber im Feuer war Jehova nicht; endlich kam ein sanftes Säuseln, und im sanften, leisen Säuseln war Jehova und ließ sein Wort hernieder. —

So still und ruhig wie das Wandeln der Gottheit war, so still und ruhig ist auch das Kommen des Reiches in Christus. „Der Engel Gabriel ward von Gott in eine Stadt Galiläas namens Nazareth zu einer Jungfrau gesandt, die mit einem Manne namens Joseh aus dem Hause Davids verlobt war. Der Name der Jungfrau aber war Maria. Der Engel trat zu ihr herein und sagte:Gegrüßet seist du, Gnadenvolle, der Herr ist mit dir. Sie aber wurde über diese Rede bestürzt und dachte nach, was wohl dieser Gruß zu bedeuten habe. Und der Engel sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria, denn du hast Gnade gefunden bei Gott. Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären, und du wirst ihm den Namen Jesus geben. Dieser wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden; Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Er wird im Hause Jakob herrschen ewiglich, und seines Reiches wird kein Ende sein. Da sprach Maria zu dem Engel: Wie wird das geschehen, da ich keinen Mann erkenne? Und der Engel antwortete ihr: Heiliger Geist wird über dich kommen, Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Darum wird auch das Heilige, das geboren wird, Sohn Gottes genannt werden. Und siehe, auch Elisabeth, deine Verwandte, hat (noch) in ihrem Greisenalter einen Sohn empfangen, und dies ist der sechste Monat für die, die als unfruchtbar galt. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich. Maria aber sprach: Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort. Da ging der Engel von ihr fort."

Das ist der einfache stille Gang des göttlichen Reiches im Anfange seines Kommens.

„Und Maria konnte die Freude ihres Herzens nicht allein tragen; sie ging über das Gebirge zu ihrer Base Elisabeth. Sie trat in Zacharias' Haus und grüßte Elisabeth. Über diese kam in diesem Augenblick der Heilige Geist, und von ihm erfüllt, erwiderte sie den Gruß mit erhobener Stimme: Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes! Und woher kommt mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?

Maria sprach:

Hoch preiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott meinem Heilande:

Denn er hat herabgeblickt auf die Niedrigkeit seiner Magd, siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.

Denn Großes hat an mir getan der Mächtige. Heilig ist sein Name, und seine Barmherzigkeit von Geschlecht zu Geschlecht über die, die ihn fürchten.

Machttaten wirkt er mit seinem Arm, Hoffärtige in ihres Herzens Sinne zerstreut er, Gewalthaber stürzt er vom Throne und erhöht Niedrige.

Hungrige erfüllt er mit Gütern und läßt Reiche leer ausgehen.

Israel, seinen Knecht, hat er angenommen, eingedenk seines Erbarmens. Wie er zu unseren Vätern gesprochen hat, zu Abraham und seinen Nachkommen auf ewig.

Maria blieb etwa drei Monate bei ihr und kehrte dann in ihr Haus zurück."

Und „es geschah in jenen Tagen, da ging vom Kaiser Augustus der Befehl aus, den ganzen Erdkreis aufzuschreiben. Diese Aufzeichnung war die erste, welche unter dem Statthalter Syriens, Syrinus, stattfand. Alle gingen hin, um sich aufschreiben zu lassen, ein jeder in seine Stadt. Auch Joseph ging von Galiläa aus der Stadt Nazareth hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt, weil er aus dem Geschlechte Davids abstammte, um sich aufschreiben zu lassen. Maria, seine Verlobte Gattin, die gesegnet war, ging mit ihm.

Es begab sich, als sie dort waren, daß sich die Tage ihrer Mutterschaft erfüllten, und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil für sie in der Herberge kein Platz war.

Es waren aber in jener Gegend Hirten auf dem Felde, die bei ihren Herden Nachtwache hielten. Da trat ein Engel des Herrn zu ihnen, und die Herrlichkeit des Herrn umstrahlte sie, so daß sie mit großer Furcht erfüllt wurden. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht. Denn siehe, ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, der Messias und Herr. Und dies sei euch das Zeichen: ihr werdet ein Kindlein in Windeln gehüllt finden und in einer Krippe liegend.

Plötzlich war bei den Engeln eine zahlreiche himmlische Heerschar, die Gott priesen und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen des (göttlichen) Wohlgefallens. Es geschah, als die Engel von ihnen fort in den Himmel gegangen waren, sagten die Hirten zueinander: Wir wollen doch bis nach Bethlehem gehen und sehen, was geschehen ist und was der Herr uns kundgegeben hat. Da gingen sie eiligst hin und fanden Maria und Joseph und das Kind, das in der Krippe lag. Als sie es sahen, berichteten sie genau über die Worte, die ihnen über dieses Kind waren gesagt worden. Alle, die es hörten, staunten über die Worte, welche die Hirten zu ihnen sprachen. Maria aber bewahrte alle diese Worte getreu und erwog sie in ihrem Herzen. Die Hirten aber kehrten heim, lobten und priesen Gott für alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie es ihnen war gesagt worden."

Aus der Heiligen Schrift

FREUDE

Es freu sich das verwüstete und ausgedorrte Land!
Die Öde jauchze auf!
Wie Veilchen blüht sie abermals.
Sie freut sich wieder.
Drum juble, jauchze, jubeliere sie!
Die Pracht des Libanon wird ihr geschenkt,
der Schmuck von Karmel und von Saron,
und diese schauen jetzt des Herrn Majestät
und unseres Gottes Herrlichkeit. —
So ruft dem angsterfüllten Herzen zu:
O seid getrost und laßt die Furcht!
Seht, euer Herr ist da.
Die Rache kommt und die Vergeltung Gottes,
sie ebenso wie eure Rettung.
Dann öffnen sich der blinden Augen,
und dann erschließen sich der Tauben Ohren.





Vetter Jackels Weihnacht

Vom Schriftleiter

Die Weihnachtszeit macht es jedem Menschen recht warm ums Herz. Das spürte der Klanger Jackel sehr wohl, als er mit frohen Augen neben seinem Enkeltöchterchen, dem plappernden Liesbethel, in seinem Schlitten über die verschneite Prärie fuhr. Elf Meilen hatte er es von seiner Farm bis zum Städtchen. Elf Meilen ohne Baum und Strauch, ringsumher nichts als die offene Weite der unübersehbaren Ebene, über die ein leichter Wind ganz feinen Schneestaub vom Nordwesten über Felder und Wege dem Südosten zutrieb.

Vetter Jackel war so etwas gewohnt. Wenn es einem so weihnachtlich warm ums Herz wird, dann muß der körperliche Mensch auch seine Freude haben. Da wird eingspannt und in die Stadt gefahren, um einmal wieder in Gesellschaft zu kommen, na ja, und um auch wieder einmal das Bier zu kosten. Der Winter auf der Farm im kanadischen Westen ist lang, und seine langen, dunklen Stunden sind voller Eintönigkeit. Einsam kann es einem werden, furchtbar einsam. Da nützt man schon gern jede Gelegenheit aus, hier und da ins Städchen zu kommen.

Vetter Jackel rückte sich den schweren Kragen seines Pelzmantels näher gegen die Backe. Dieser Wind war kalt und beißend. Liesbethel saß in dicke Tücher gepackt munter neben ihm. Die Mutter hatte ihr den ganzen Kopf in einen hinter den Ohren zusammengeknoteten Schal gewickelt. Nur die hellblauen Augen waren frei. Obwohl zugebunden, plapperte ihr Mund ununterbrochen.

„No, kannst dein Maul schon etwas zuhalten“, meinte Vetter Jackel gemütlich.

„Warum?“, fragte das Kind.

„Weil du beim Reden spuckst, und die Spucke friert dir heute das Maul zusammen, das sag' ich dir“, antwortete Vetter Jackel darauf.

„Beim Leger Joseph halten wir“, gab er nach einer Weile hinzu.

„Warum“, fragte Liesbethel.

„Weil ich mir eine Zigarette wickeln muß, Kind“, erklärte Vetter Jackel. Er trieb die zwei schweren, struppigen Gäule an. Der Weg führte ziemlich steil bergauf. Hinter der Anhöhe ging es wieder ein Stück bergab, und dann kam das Wasser, das von beiden Seiten des Weges weit in die Prärie sich zog. Hartgefroren war seine Oberfläche. Vetter Jackel schaute über die weite weiße Fläche. Der Wind gefiel ihm nicht ganz. Er wühlte allen Schnee auf,

der ihm im Wege lag, zerstückelte ihn in feinsten Staub, und trieb ganze Wolken davon über See und Weg und Feld.

Vorsichtig leitete Vetter Jackel die Gäule über den hochgebauten und sehr unebenen Weg, der mitten durch die weite Eisfläche führte. Hier war es niemals gut zu fahren. Im Winter war alles zu holperig, hartspitzig gefroren, wie rohes Eisen, im Sommer war der Weg entweder schlamprig, oder von den Wassern so schmal gespühlt, daß man die Räder kaum auf trockenem Boden halten konnte.

„Warum müßt ihr Euch eine Zigarette wickeln?", fragte Liesbethel da wieder.

„Weil ich rauchen muß und keine gewickelten Zigaretten bei mir habe."

„Warum habt Ihr keine Zigaretten, Großvater?"

„Ich hab sie daham in der Kuchl gelassen. Wir fahren beim Leger Joseph ein. Da kannst du dir die Füße wärmen."

„Meine Füße sind warm Großvater", eiferte Liesbethel, „fahrts net beim Leger Joseph ein. Ich will in die Stadt. Vielleicht ist der Vetter Joseph garnet daham, Großvater."

Vetter Jackel knurrte, gutmütig lächelnd: „Wir kommen schon noch zur Stadt. Erst muß ich mir aber eine Zigarette wickeln."

Liesbethel hatte recht geraten. Der Leger Joseph war nicht zu Hause. Sein Weib, die breithüftige Margaretha, der bei jedem Schritt die prallen Backen bebten, kam in den Hof.

„Wo fahrt's denn h'naus?", fragte sie den schwer keuchend vom Schlitten kletternden Vetter Jakkel.

„Zum Städtel will ich. Ist Eurer daham?"

Predigt des hl. Papstes Leo

in der Oktav der Geburt des Herrn, 4. Lesung.

An jedem Tage und zu allen Zeiten, Geliebteste, tritt vor die Seele der Gläubigen, welche die Werke Gottes betrachtet, die Geburt unseres Herrn und Heilandes aus der Jungfrau-Mutter. Der Geist soll sich eben zum Preise seines Urhebers erheben und sich entweder mit Bitten und Seufzen oder mit Jubel und Lobpreis oder mit der Darbringung eines Opfers beschäftigen. Er soll nichts häufiger und nichts vertrauensvoller mit dem Auge des Geistes betrachten, als die Tatsache, daß Gott, der Gottessohn, der vom gleich-ewigen Vater hervorgeht, auch als Mensch geboren wurde.

Aber kein Tag bringt uns diese im Himmel und auf Erden anbetungswürdige Geburt so nahe und keiner legt uns die Herrlichkeit dieses wunderbaren Ereignisses, als euch durch die Sternenwelt angezeigt wurde, so gut dar, wie der heutige.

Heute ist der Urheber der Welt aus dem Schoße der Jungfrau hervorgegangen, und er, der alle Geschöpfe gebildet, ist ein Sohn derjenigen geworden, die er geschaffen hat.

Heute ist das Wort in Fleisch erschienen, und was niemals menschlichem Auge sichtbar war, ward sogar für Menschenhände greifbar. Heute haben die Hirten aus dem Munde der Engel vernommen, daß der Heiland mit unserem Leib und unserer Seele geboren wurde. Und so ist für den Vorsteher der Herden des Herrn heute die Art und Weise ihrer Predigt vorgebildet worden. Auch wir sollen mit dem Heere der himmlischen Streiter singen: „Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen, die guten Willens sind."

„Kommt's nur geschwind ins Haus, das Kind auch", rief die Margaretha laut. Sie sprang auf den Schlitten, nahm das Kind in ihre Arme, und eilte in Haus.

Vetter Jackel schritt ihr ohne Eile nach. Vor der Haustür blieb er noch einmal stehen, zog sich seinen Handschuh ab, und reinigte sich mit kräftigem Blasen die zwischen zwei dickklobige Finger gepreßte Nase. Sich über Oberlippe, Nase und Mund streichender Hand trat er ins Haus hinein. In der Küchentür blieb er plötzlich stehen. Sein Gesicht verfinsterte sich gewaltig. Dort, gleich neben dem glühenden Küchenofen, saß der Pfarrer, der Pater, wie die Leute hier sagen.

Den wollte Vetter Jackel nicht treffen. Seit Jahren schon war er mit aller Paterei, mit Kirche, Weihwasser, Osterbeicht und allen anderen heiligen Dingen verfeindet. Als man das Pfarrhaus gebaut, war Vetter Jackel im Kirchenrat gewesen. Das ist ein Amt von größter Wichtigkeit. Drüben in Rußland, wo Vetter Jackel geboren war, hatte man außerhalb seines eigenen Hofes nichts zu sagen. Der Zar und seine Straschnicki schauten nach allem. Hier war man aber in der Demokratie. Hier konnte der Mann

mitreden, bei Schulwahlen, bei Kirch- und Wegbau. Da galt man schon etwas. Und wenn man etwas gilt, dann müssen Leute und Pater schon zuhören, wenn man etwas sagt. Als das Pfarrhaus gebaut wurde, hatte man jedoch nicht auf ihn, den Vetter Jackel, gehört. Pater und alle Kirchenräte waren gegen ihn. Das war eine Beleidigung. Vetter Jackel ließ sich so etwas nicht gefallen. Man ist doch auch etwas! So hatte er sich von der Kirche abgeschlossen. Seit jener Zeit — und das war schon über zwanzig Jahre her — nahm Vetter Jackel keinen Rosenkranz mehr zur Hand, schaute er keinen Pater an, und rückte er nie den Hut, wenn er an der Kirche mit dem sakramentalen Heiland vorbei fuhr.

„Ihr fahrt's in die Stadt?", fragte Margaretha laut, „dann nehmt's nur den Pater mit. Der muß in die Stadt, und Meiner ist net daheim."

„Mit mir fahrt kein Pater net, und ich fahr auch mit keinem Pater net", sprach Vetter Jackel finster, riß die Liesbethel an sich, und eilte zur Tür hinaus. Wütend die Gäule antreibend, fuhr er los.

Draußen in der Kälte des sonnign Wintertages beruhigte er sich aber bald wieder. So etwas war ihm nicht zum erstenmal vorgekommen. Seit über zwanzig Jahren schon gab er sich allergrößte Mühe, den Pfarrern seine Verachtung zu zeigen. Er begann dem Liesbethel wilde Geschichten zu erzählen. Und er erzählte den ganzen Weg lang, um ja zu verhindern, daß Liesbethel ihn seines groben Benehmens dem Priester gegenüber wegen etwas frage.

Im Städtel ging es dem Vetter Jackel hochwohl. Er hatte dem Liesbethel ganze Säckel von Süßigkeiten gekauft, hatte sie bei seiner ältesten verheirateten Tochter untergebracht, und war ins Bierhaus gegangen. Die Pferde waren versorgt, Liesbethels Mäulchen gestopft, nun hatte er Zeit, Weihnachten ordentlich zu feiern. Morgen war Heiliger Abend. Da konnte man sich heute schon einen kräftigen unheiligen Abend leisten. Für so etwas war der Vetter Jackel immer zu haben. Ein paar Glas Bier nur, dann fühlt sich der Mensch gleich ganz anders. Dann kamen die Gedanken gelaufen, und die Rede floß dahin, daß man sich selbst seiner Weisheit wunderte. Und so etwas machte Freude.



Gegen vier Uhr Nachmittag machten sich alle Farmer auf.

„Es wird wüst", sagte einer, zum Fenster hinausschauend. Vetter Jackel kratzte sich seinen dicken Schädel. Er wäre noch zu gern geblieben. Wenn es aber wüst wird, dann muß man fahren. So ein Wetter ist kein Vergnügen. Es sind schon viele im Schneesturm über die Prärie

gefahren und in der Prärie geblieben. Auf Nimmerwiedersehn.

Vor dem Erfrieren im Schneesturm hatte Vetter Jackel eine unheimliche Angst. Überhaupt vor jedem Sterben. Stärker als sein dickköpfiger Trotz war halt der alte Glaube des Rußländers und die Angst vor dem Herrgott. Bei dem gab es keinen Kirchenrat und keine eigene Meinung der Demokratischen, das wußte Vetter Jakkel ganz genau. Ruft der Herrgott vors Gericht, dann wird es schlimm. Nichts kann man dann vorbringen über beleidigten Stoz, über die lumpigen Leute, bei denen sein Wort einfach nichts galt. Nein, beim Herrgott wird nicht argumentiert. Da wird ganz einfach gefragt: Bist du ins Amt gegangen? Hast du deinen Rosenkranz gebetet? Deine Ostern gemacht? Das Weihwasser gebraucht? Und Nächstenliebe und Ehrlichkeit gehabt? Wenn nicht, dann weißt du, wo du hingehörst.

Ja, Vetter Jackel wußte genau, wo sein Sterben im Schneesturm ihn hinschicken würde. Und diese Reise wollte er nicht. Darum darf man noch nicht sterben. Man muß doch erst einmal eine Gelegenheit haben um Reu und Leid zu erwecken. Zuvor muß jedoch dem Pater und den Gemeindeleuten gezeigt werden, daß mit dem Klanger Jackel nicht zu spielen sei!

Vetter Jackel war bald auf seinem Heimwege. Er knurrte laut. Wäre er doch eine Stunde früher gefahren, dann hätte er es noch gepackt. Immer wilder wurde der Wind, und der Tag schwand schnell dahin. Im Osten war es bereits ganz finster. Finsterer aber noch war das wüste Gestöber aufgewühlter Schneemassen und das schreckliche Pfeifen des tollgewordenen Präriewindes. Vetter Jackels Mantel



Nun singen wir

Nun singen wir das schöne Lied auf Gottes weiter Erde:
Vom Jesulein, von Engelein, von Hirten bei der Herde!
Zu Bethlehem, der kleinen Stadt, war alles schon im Schlafen;
Die Hirtenschar im Felde war und wachte bei den Schafen.
Um Mitternacht, da schallt's herab mit schönem Sang und Klange:
Der Himmel war wie rosenrot: Den Hirten wurde bange,
ein Engel kam. Der Engel sprach: „Ihr Hirten, seht mich gerne!
Zum Stalle geht, da findet ihr den König aller Sterne!"
Die Hirtenschar zum Stalle lief mit frohem Jubelschalle.
Kein Wiegelein, kein Bettchen war im kalten Stall zu sehen.
Im Krippchen lag das Kindelein, das Kind aus Himmelhöhen.
Das Kindelein war Gottessohn, der König aller Sterne.
Nun kommt's herab vom Himmelsthron in jedem Jahr so gerne.

Heinrich Bone.

---

und Mütze waren auf einer Seite bereits ganz weiß. Der Wind kam immer noch vom Nordwesten. Auch die Augenbrauen und der buschige Schnauzer über dem drohend zusammengepreßten Mund des Vetter Jackels waren schneebedeckt wie beim Weihnachtsmann..

Vetter Jackel beugte sich über sein Enkeltöchterchen und brüllte: „Halt die Augen h'nunter. Da ist frisch gepflügtes Feld hier. Das staubt Schnee und Dreck. Wenn wir an diesem Viertel vorbei sind, wird es wieder besser!"

Es wurde jedoch nicht besser. In rasender Kraft raste und heulte der Schnee daher, umhüllte den Schlitten und die schwerschnaufenden Pferde, denen Vetter Jackel ganz freien Lauf ließ. Ihr Instinkt führte sie gewöhnlich immer den Weg entlang.

Vetter Jackel suchte die Schneemassen mit seinen Blicken zu durchdringen. Er konnte jedoch nichts sehen. Wie kann man auch, wenn einem der Wind fast direkt in die Augen bläst.

Längst hätte das Gesann schon beim Leger Joseph vorbei sein sollen. Vetter Jackel hatte weder Haus noch Stall bemerkt. Man konnte ja kaum bis zum Hinterteil der Pferde sehen.

„Wüst, wüst," knurrte der Farmer. Alle Weihnachtswärme der Bierstube war ihm vergangen. Jetzt wurde es wirklich ernst.

Mit scharfem Ruck der Leine hielt Vetter Jackel die Gäule an. Prüfend schaute er vom Schlitten herab. War er noch auf dem Wege? Sein Herz begann lant zu klopfen. Weiß der Himmel, er mußte wohl doch vom Wege abgekommen sein. Vetter Jackel spürte etwas ganz Fremdes um sich herum. Das war nicht mehr die

Straße, sagte ihm eine innere Stimme. Die Gäule, diese verkrüppelten Schinder, mußten sich doch verrant haben.

Zornig schlug Vetter Jackel den Pferden die Leine über die Rükken und zerrte sie schnell wieder an, als die Tiere, ihn mißverstehend, weiterzutraben begannen:

„Ihr Luders ihr damlichen, fressen und den Stall volldrecken, daß der Mensch seine Plage hat, das versteht ihr."

Vetter Jackel band die Leine fest und schrie dem kleine Liesbethel zu: „Bleib da hucken, Kind. Großvater geht nachschaun, wo der Weg ist. Daß du dich nicht rührst. Bleib hucken, bis ich wieder zurück bin."

Liesbethel schaute auf den Großvater. Sie sah ihn nur eine ganz kurze Weile lang. Gar bald war er im Schneegestöber verschwunden. Und er kam nicht mehr zurück. Liesbethel wartete und wartete. Der Großvater wollte nicht kommen. Und das Wetter wurde immer toller. Das kleine Mädchen begann zu frieren. Erst wurden die Füße eiskalt. Dann begann die dahinbrausende Kälte durch alle Tücher, durch Mäntel und Kleider zu dringen, bis auf die nackte Haut. Als dem Liesbethel die Tränen über die Backen zu rinnen anfingen, mußte es sich ganz in seine Tücher ducken. Denn die Tränen begannen sofort zu gefrieren, und das tat weh.

Da konnte Liesbethel es nicht länger ertragen. Wild und verzweifelt sprang das Kind aus seinen Tüchern und schrie mit greller Stimme durch Nacht und Sturm: „Großvater! Großvater, wo seids Ihr?"

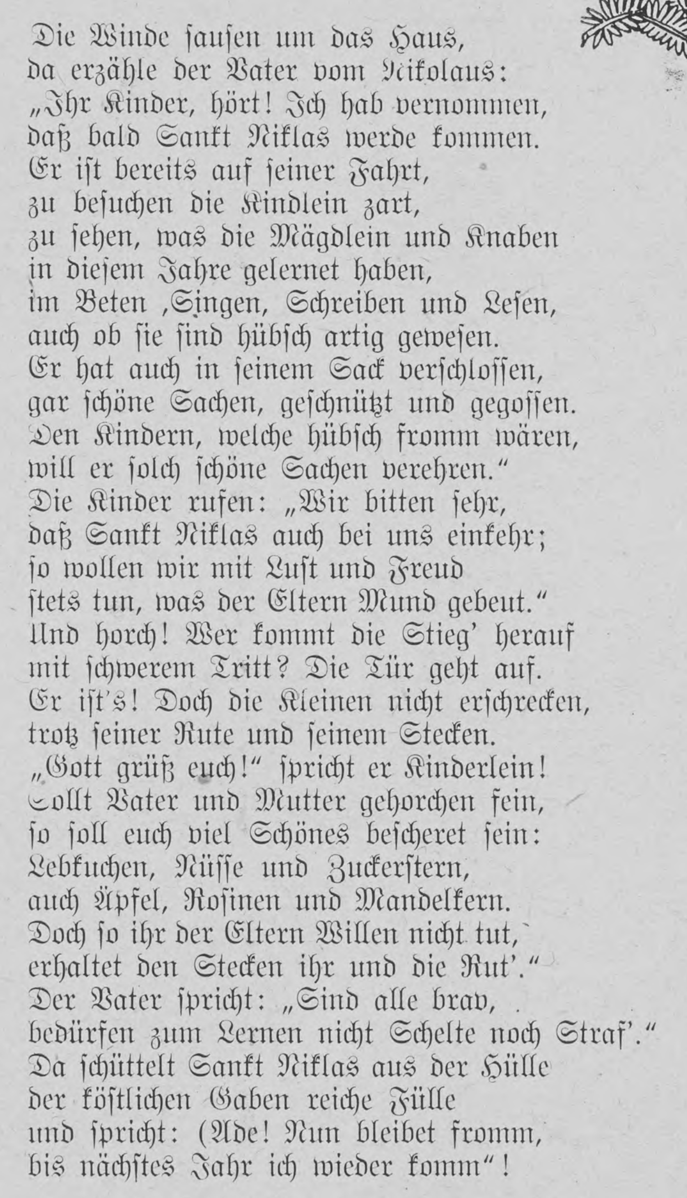
„Kind, um Himmelswillen, was ist denn los? Was machst du denn hier?", fragte da plötzlich eine Männerstimme von der rechten Schlittenseite her. Das Mädchen riß sich los und sprang dem Sprechenden laut weinend in die Arme.

„Wer bist du denn?", fragte da wieder der Mann.

Liesbethel fuhr auf. Das war nicht der Großvater. Sie hatte gedacht, es sei der Großvater Das hier war ein fremder Mensch. Sie riß sich von ihm los und schrie laut und klagend nach dem Großvater.

„Komm Kind", sprach der Mann da noch einmal, „habe

Ein lieber Gast


Die Winde sausen um das Haus,
da erzähle der Vater vom Nikolaus:
„Ihr Kinder, hört! Ich hab vernommen,
daß bald Sankt Niklas werde kommen.
Er ist bereits auf seiner Fahrt,
zu besuchen die Kindlein zart,
zu sehen, was die Mägdlein und Knaben
in diesem Jahre gelernet haben,
im Beten ,Singen, Schreiben und Lesen,
auch ob sie sind hübsch artig gewesen.
Er hat auch in seinem Sack verschlossen,
gar schöne Sachen, geschnützt und gegossen.
Den Kindern, welche hübsch fromm wären,
will er solch schöne Sachen verehren."
Die Kinder rufen: „Wir bitten sehr,
daß Sankt Niklas auch bei uns einkehr;
so wollen wir mit Lust und Freud
stets tun, was der Eltern Mund gebeut."
Und horch! Wer kommt die Stieg' herauf
mit schwerem Tritt? Die Tür geht auf.
Er ist's! Doch die Kleinen nicht erschrecken,
trotz seiner Rute und seinem Stecken.
„Gott grüß euch!" spricht er Kinderlein!
Sollt Vater und Mutter gehorchen fein,
so soll euch viel Schönes bescheret sein:
Lebkuchen, Nüsse und Zuckerstern,
auch Äpfel, Rosinen und Mandelkern.
Doch so ihr der Eltern Willen nicht tut,
erhaltet den Stecken ihr und die Rut'."
Der Vater spricht: „Sind alle brav,
bedürfen zum Lernen nicht Schelte noch Straf'."
Da schüttelt Sankt Niklas aus der Hülle
der köstlichen Gaben reiche Fülle
und spricht: (Ade! Nun bleibet fromm,
bis nächstes Jahr ich wieder komm"!

(Aus „Des Knaben Wunderhorn")

nur keine Angst. Du erfrierst, wenn du hier bleibst.“ Er nahm das Kind in seine Arme und trug es einem mächtigen Strohhaufen zu, der nur ein paar Schritte von dem Schlitten entfernt stand. Vetter Jackel hatte ihn nicht sehen können, so düster war das Unwetter. Die Pferde hatten das Stroh nicht erwittert, denn es lag gegen den Wind.

Der Mann kniete mit dem wimmerden Kind vor dem Strohhaufen nieder und schleppte es geduckt in eine tiefe Aushölung. Sanft legte er es auf das Stroh und zog ihm Schuhe und Strümpfe aus. Die kalten Füße der kleinen Liesbeth nahm er in seine Hände und wärmte sie auf.

Hier drinnen war es warm. Man merkte nichts von dem garstigen Wind da draußen. Nur das Heulen der rasend gewordenen Lüfte war zu hören

„Wer bist du denn ?“, fragte der Mann.

„Das Liesbethel“, gab das Kind schluchzend zurück.

„Das Liesbethel? Wessen Liesbethel denn? Wie heißt dein Vater, Kind?“

„Liesbethel Klanger heiß ich, und der Großvater ist den Weg suchen gegangen. Wo ist der Großvater?“, jammerte die Kleine wieder auf.

„Das Liesbethel Klanger bist du? Und wo ist der Großvater?“, sprach der Mann, sich über das Kind beugend.

„Er ist fort. Er will den Weg finden. Ich will zum Großvater!“, weinte Liesbethel laut auf.

„Ich geh den Großvater suchen, Liesbethel. Du kennst mich doch? Ich bin der Pater. Ich geh erst die Decken vom Schlitten holen, dann verpack ich dich, und du bleibst schön hier. Ich geh den Großvater suchen.“

„Seid's Ihr der Pater?“, fragte das Kind, sein Weinen plötzlich unterbrechend.

„Ja,ich bin der Pater. Jetzt kannst du mich nicht sehen, weil es hier so finster ist. Wenn wir aber heimkommen, dann wirst du meine Nase sehen. Und wenn du meine Nase siehst, dann erkennst du mich gleich, Liesbethel“, sprach der Priester mit aufscherzendem Ton.

Liesbethels Füße waren. Der Priester zog ihm die Strümpfe über die Füße, eilte zum Schlitten die Decken zu holen, dann hüllte er das Kind warm ein und sprach:

„Liesbethel, liebst du die heilige Gottesmutter?“

„Ja“, sagte das Kind.

„Dann versprich jetzt der lieben Gottesmutter, daß du hier im Stroh bleiben wirst, bis der Großvater und ich dich holen kommen. Versprich ihr, daß du keinen Schritt von hier machen wirst, daß du nicht einmal die Decken von dir nehmen willst. Kannst du das versprechen?“

„Warum?“, fragte das Mädchen.

„Weil es sehr wüst draußen ist. Schau, ich geh den Großvater holen. Wenn ich dann mit dem Großvater zurückkomme und du bist fort, dann müssen wir, der Großvater und ich, wieder hinaus in die garstige Kälte, um dich zu

Lied eines Hirten

Ihr lieben Freunde hört und staunt,
Was ich zur Nacht gefunden
In unserm armen, kahlen Stall,
In Windeln eingebunden:
Es war ein wunderschönes Kind
Mit goldenhellen Haaren,
Und seine Äuglein täten gar
Den Himmel offenbaren.
Das hat da in der Krippe drin
Auf Heu und Stroh gelegen.
Herzinnig wiegen mögen.
Wie gerne hätte ich's im Arm
Ich bin ja nur ein armer Schelm
Und oft nicht gut gewesen.

Doch als das Kind mich angeschaut,
Da war ich fromm genesen.
Ich bog mich liebend zu ihm hin,
Tät ihm die Hände küssen
Und hab vor lauter Seligkeit
Ganz jählings weinen müssen.
Ich hab dem Kindlein zugesagt:
Nie will ich dein vergessen,
Will schenken dir mein ganzes Herz,
In Liebe ungemessen.
Behüte Gott mich gnädiglich,
Daß ich dich je betrübe.
Du aber laß mir deine Huld
Und allen die ich liebe!

P. Paul Joest O.M.J.

suchen. Glaub mir, Liesbethel wenn wir zurückkommen, werden wir ganz durchfroren sein."

Liesbethel sagte kein Wort. Sie schien sich die Sache durch den Kopf gehen zu lassen.. Der Priester sprach auch nichts.

„Ich bleib hier, Pater", meldete sich Liesbethel auf einmal aus der Dunkelheit. „Geht's den Großvater suchen, Pater und bringt's ihn daher. Ich sag der heiligen Gottesmutter, daß ich hier bleiben werde."

„Das ist schön, Liesbethel, das ist sehr schön. Du bist ein braves Kind. Bete jetzt ein ganz frommes Gegrüßet seist du Maria, damit ich recht bald mit dem Großvater zurückkomme. Und dann schlaf. Wir werden dich schon aufwecken, wenn wir wieder hier sind."

Der Priester zeichnete dem Kind ein Kreuz auf die Stirn. Dann bekreuzigte er sich selbst, hüllte sich in seinen Mantel, und ging. Nach den ersten paar Schritten war er bereits im Schneesturm untergetaucht.

Liesbethel betete drei oder vier Gegrüßet seist du Maria. Sie wußte selbst nicht, wieviel es waren. Die stille Wärme tat ihr wohl. Müdigkeit kam über sie. Das Kind begann in einen Halbschlaf zu fallen. Nur wie aus ganz weiter Ferne schien das Heulen des Sturmes zu ihr zu kommen. Liesbethel fühlte sich warm und wohl. Sie hatte ja zur Gottesmutter gebetet, und der Pater selbst war dagewesen und hatte gesagt, er werde den Großvater holen. Wenn die Gottesmutter und der Pater dabei sind, dann wird schon alles gut werden.

So sprach es im kleinen Herzlein des unverdorbenen Kindes, dem das Zweifeln der Großen noch ganz fremd war. Der liebe Gott, die liebe Gottesmutter und der Pater können alles, denn sie sind vom Himmel. Das hat die Mutter ihr erzählt, und so war es. Liesbethel wußte garnicht, ob es eingeschlafen war oder nicht. In mächtiger Freude sprang sie auf, denn draußen brüllte der alte Vetter Jackel: „Liesbethel! Liesbethel!" Das Kind sprang auf die Füße und stellte sich in die Öffnung des Strohhaufens:

„Großvater, Großvater, hier bin ich!"

Da sprang der Jackel auf sein Enkelkind zu und riß es an sich.

„Gottlob, daß ich dich gefunden habe, gottlob, Liesbethel."

Hastig kroch er mit dem Kind in den Strohhaufen hinein.

„Und die Decken hast du auch hier Kind. Leg dich nieder, ich spann die Gäule aus und stelle sie vom Winde weg. Dann bleiben wir hier, bis der Sturm vorbei ist."

Vetter Jackel kroch eilig aus dem Strohhaufen. Zehn Minuten später war er laut pustend und schnaufend wieder da.

„Jetzt sind die Gäule versorgt, Kind. Jetzt machen wir es uns hier recht warm. Schlaf nur. Ich bin ganz zerfroren, vom Kopf bis an die Füße. Gut, daß ich mir aus der Stadt etwas mitgenommen habe."

Vetter Jackel zog eine große Flasche aus seiner Manteltasche. Es dauerte sehr lange, bis er sie entkorkt hatte, denn seine Finger waren steif. Mit den Füßen stand es noch viel schlimmer. Die schmerzten vor Kälte, daß Vetter Jackel ein paar schlimme Worte vor sich hin knurrte. Wild schlug er seine schweren Schuhe gegeneinander. Er nahm sich zwei ganz gewaltige Züge aus der Flasche seines Weihnachtsschnapses.

„Großvater, wo ist der Pater?", fragte Liesbethel.

„Der Pater? Was willst denn mit dem Pater?", fragte Vetter Jackel, sich den Mund wischend

„Der Pater ist h'naus Euch holen, Großvater."

„Kind, bist duselig?", fragte Vetter Jackel mit zusammengezogenen Augenbrauen. „Was hast du mit dem Pater? Schlaf, bis ich dich aufweck."

Da richtete Liesbethel sich auf und rief:

„Ist der Pater net da? Er ist Euch suchen gegangen, Großvater. Er hat mich da hierher gebracht. Rufts ihn, Großvater, damit er weiß, wo Ihr seid."

„Der Pater ist hiergewesen? Kind, was sagst du da, bist du duselig?"

Liesbethel begann hastig und nach Kinderart alles bunt durcheinanderwerfend zu erzählen. Es dauerte eine geraume Weile, be vor Vetter Jackel sie verstanden hatte. Es wurde ihm heiß und kalt, und die Enden seines Schnauzers zuckten gewaltig. Er kroch zur Öffnung und schaute prüfend in den laut heulenden, undurchdringbaren Sturm. Dann rutschte er auf seinen Knien zum Liesbethel zurück.

„Der Pater ist mich suchen gegangen. Er ist ein schwacher Mensch, und ich bin schwer wie ein Stier. Wie will er mich retten? Ich bin heute noch grob mit ihm gewesen, und nun setzt er sein Leben aus."

Vetter Jackel lag mit gewaltigem Herzklopfen auf seinen Knien.

„Geht's ihn rufen, Großvater", mahnte Liesbethel.

Da schlug Vetter Jackel ein mächtiges Kreuzzeichen und sprach mit rauher Stimme: „Kind, wenn ich jetzt geh, dann muß mich



hervor und band es fest um die Spitze des zu seiner linken Hand stehenden Zaunpfahles. Dann stellte er sich mit dem Rücken gegen den Zaunpfahl und ging, genau die Schritte zählend, vorsichtig zum Strohhaufen zurück. Es waren siebzehn Schritte. Das mußte er sich merken.

Nun ging Vetter Jackel noch einmal in den Sturm hinein. Das Gesicht zu Boden gebeugt, den Mantelkragen mit beiden Händen gegen die Ohren pressend, kämfte er sich gegen den schweren Wind. Die daherbrausenden Schneemassen wollten ihm fast die Gesichtshaut zerschneiden. Und mit den Füßen war es auch nicht besser. Die Fersen waren wie Eis, und sie schmerzten bei jedem Schritt. Vetter Jackel biß die Zähne aufeinander und betete im Geiste zur heiligen Maria und zum heiligen Jakob, dessen Fest er jedes Jahr im Juli hoch gefeiert.

Über eine Stunde stapfte Vetter Jackel blind umher. Er wußte garnicht mehr, wo er war. Sein Atem ließ nach. Eiskalt waren Gesicht, Hände und Füße. Heiß rann ihm der Schweiß über den Rücken und durch das Haar. Vetter Jackel betete den Akt der Reue nun wohl schon zum fünfzehnten Mal. Es war ihm ganz klar geworden, daß er nun um sein eigenes Leben kämpfe.

Da schlug er plötzlich wieder gegen den Zaun. Vetter Jackel riß sich hoch, und wie er sich umkehrte, sah er den Pater. Keine drei Schritt von ihm entfernt stand der Priester. Er hielt sich mit beiden Händen an einem Zaunpfahl fest. Nun kam Leben in Vetter Jackels Sinn und Leib. Er sprang auf den Priester zu, rüttelte ihn an den Schultern und schrie:

„Seid's Ihr am Leben Pater?

die heilige Gottesmutter behüten. Es ist schlimm da draußen. Der stärkste Mensch kann kaputt gehn, wenn er sich in diesem Sturm verläuft. Bleib du hier und bete noch einmal zur Gottesmutter. Ich mach jetzt schnell Reu und Leid, und dann geh ich den Pater suchen."

Mit lauter Stimme begann Vetter Jackel das Vaterunser und den Mariengruß zu beten. Auch den Akt der Reue fügte er seinem Beten hinzu, und als er an die Worte kam: Durch meine Schuld, durch meine allergrößte Schuld, schlug er sich so kräftig gegen die Brust, daß ihm Wangen und Schnauzer erzitterten. Noch ein letztes Kreuzzeichen schlagend, machte er sich auf den Weg.

Vetter Jackel wußte, wie wenig Zweck es in diesem Sturm habe, eine bestimmte Richtung einzuschlagen. Der Pater konnte hierhin, er konnte auch dorthin gelaufen sein, und binnen fünfzehn Schritten dreimal die Richtung gewechselt haben. Jetzt hieß es, einfach auf Gott vertrauen, und blindlings in den Sturm sich hineinstürzen.

Grimmer Mut durchklopfte Vetter Jackels alte Sünderbrust. Er hatte Reu und Leid erweckt, er war auf dem Wege, etwas Christliches zu tun, da war nichts zu verlieren. Findet er den Pater, dann ist alles gut. Findet er ihn nicht, wird er nie Gewissensbisse haben. Geht er selbst in diesem wüsten Sturm seinem Tod entgegen, dann wird es ein gutes Absterben sein. Reu und Leid waren erweckt, und sterben, um einem Priester das Leben zu retten, wird der Herrgott schon hoch anrechnen.

Sich mit derartigen Gedanken immer stärkeren Mut zuredend, rannte Vetter Jackel plötzlich gegen einen Stacheldrahtzaun. Er war kaum fünfzehn oder sechzehn Schritt vom Strohhaufen entfernt. Hier konnte der Pater nicht sein. Der wird gewiß nicht über Zäune klettern.

Vetter Jackel sann nach. Und da kam ihm ein sehr gescheiter Gedanke. Er riß sein Taschentuch

Lebt Ihr noch?"

„Ich leb noch", gab der Priester still zurück. „Seid Ihr der Jackel? Dann ist's ja gut. Dann sind wir beide gerettet. Ich konnte einfach nicht weiter. Die Füße sind mir erfroren. Ich hab mich hier fest gehalten, damit ich nicht umfalle und einschlafe."

Vetter Jackel griff dem Pater unter die Arme und schob ihn sich auf die Schulter.

„Wartet, wartet, so schlimm ist's nicht", wehrte der Priester sich mit aller Kraft, lie er noch hatte. „Zeigt mir nur den Weg, ich kann noch laufen."

„Den Weg, Pater? Den weiß ich selbst net. Den muß uns die Gottesmutter zeigen."

Und nun kam dem Vetter Jackel wieder einmal ein Gedanke.

„Wenn das der richtige Zaun ist, Pater, dann sind wir gerettet. Ich habe mein Schnupftuch um einen Zaunpfahl gewickelt. Ob es links von hier ist oder rechts, ob es dieser Zaun war oder nicht, das weiß ich nicht. Das Wetter macht den Menschen wirr. Kommt's, Pater, wir versuchen es. Wir gehen links und suchen mein Schnupftüchel.

Vetter Jackel und der Priester hatten sich genau sieben Zaunpfähle entlang geschleppt, als der schwer keuchende Farmer dem Priester plötzlich stark auf die Schulter schlug und schrie: „Heilige Maria, da sein wir ja! O du Satan, du Sturm.Fünf Meilen oder mehr bin ich rumgerannt, und immer im Zirkel, und Ihr seid's gerad vor meiner Nas gewesen. Pater, wir sind gerettet! Jetzt aufgepaßt. Geau siebzehn Schritt, und der Shrohhaufen ist da."

Vetter Jackel packte den Priester mit wuchtigen Handgriffen, legte sich ihn einfach über die Schulter und zählte die siebzehn Schritte. Beim vierzehnten stand er bereits vor dem Stroh. So langbeinig war er marschiert.

Als Priester und Vetter Jackel im Stroh waren, weckte der Farmer das Liesbethel auf. Das Mädchen war eingeschlafen.

„Liesbethel, hier ist der Pater. Jetzt mußt du schaffen. Dem Pater seine Füße sind erfroren. Nimm seine Strümpf und wärme sie auf. Halte die Strümpf an deinen Bauch, Kind, damit sie recht warm werden, und mach geschwind."

Während er so sprach, hatte er bereits des Priesters Füße entblößt. Er warf dem Kind die Strümpfe zu, kroch zum Stroh hinaus und holte Schnee. Darauf begann er des Priesters Füße zu reiben.

„Vetter Jackel", sprach der Priester, „wißt Ihr noch, was Ihr mir heute Vormittag sagtet?"

Sprecht's net davon", brummte der Farmer, und er schnaufte schwer.

„Manchmal, Vetter Jackel, fängt die Liebe bei den Füßen an. Der Heiland hat einmal den Aposteln die Füße gewaschen, um ihnen die Lehre der Christenliebe recht deutlich zu machen."

Vetter Jackel rieb tüchtig weiter. Nach einer langen Weile erst meinte er halblaut: „Es ist aber vom Herzen gekommen."

Der Priester antwortete nicht. Vetter Jackel schnaufte immer schwerer. Bis er endlich sagte:

„Das von heute morgen ist nicht vom Herzen gekommen, Pater. Das Maul, das lügt manchmal. Was Ihr geschaft habt, als Ihr das Liesbethel da hierher gebracht habt und dann hingangen seid, mich zu suchen, das ist die Wahrheit. Und was ich jetzt tu, das ist auch die Wahrheit. Das kommt vom Herzen, Pater. Wir sollen nicht mit den Füßen anfangen, und auch net mit dem Kopf, wo der Stolz huckt. Aber das Herz, damit rettet man das Leben, wo einer in Not ist."

„Da habt Ihr's", antwortete der Priester still.

Weitere Vetter Jackel-Geschichten folgen.

Weihnacht

Von Margarete Seemann

Willst du nach Bethlehem wandern
Und beim Kripplein stehen,
Muß dein Seelchen in den feinen
Weißen Schuhen gehn!
Mußt ein schlankes Kerzlein tragen,
Das vor Sehnsucht flammt,
Und ein Kränzlein in den Haaren,
Das vom Himmel stammt;
Und ein Herzlein, warm von Liebe,
Demutvoll und still:
Weil das kleine Gotteskindlein
Drinnen wohnen will.

Unsere Liebe Frau von Cap

(Zum 8. Dezember)

vom Schriftleiter

Maria Lob zu singen ist eine unserer allerschönsten Christenpflichten. Der selige Stifter der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis, Bischof Eugen von Mazenod, der die vielen Halbheiten in der Welt mit größter Sorge betrachtete, war ganz erfüllt von größter Sorge. überall nur Halbchristen, Halbgerechtigkeit, Halbheit in der Ehrlichkeit, in Liebe, im Verhältnis zu Gott. Diese Halbheiten im Menschen sind immer der erste Schritt zur vollständigen Gotteskälte, zum Abfall von Kirche und Glauben, ja sogar zum Gotteshassen. Halbheiten können nur dann geheilt werden, wenn man wieder ganzer Christ wird. Unser seliger Stifter machte es sich zur Lebensaufgabe, der Kirche wieder ganze Christen zu geben. Um das zu können, brauchte er Priester, deren eigenes Leben und eigene Persönlichkeit den Menschen das wirkliche Christentum vor Augen führt. Darum plante Eugen von Mazenod, eine Gruppe von Priestern zusammen zu bringen, denen die ganze Durchchristlichung ihrer eigenen Seele als allererste Priesterarbeit gilt. Er nannte diese Priester Oblaten. Papst Pius 12. schreibt in seinem bekannten Apostolischen Briefe, in dem er die Missionsgenossenschaft der Oblaten kirchlich bestätigte, daß er von Bischof Eugen von Mazenod gbeten worden sei, die Oblaten unter den Schutz und Schirm der Unbefleckt Empfangenen zu stellen. Und er bestimmte, daß die Oblaten sich von da an Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria nennen.

Unser Stifter bat nicht um diesen Namen, um seiner Missionsgenossenschaft nur so einen schönen Namen zu geben. In Maria sah er das große Vorbild des verchristlichten und des durchchristlichten Menschen, das uns von der heiligen Dreifaltigkeit gegeben wurde. Christ sein heißt wie Jesus Christus werden. Kein Mensch wurde dem Gottmenschen so ähnlich an Heiligkeit und an Gottesliebe wie Maria. Voll der Gnade war sie. Und diese Gnade entglühte in ihr das Leben ihres eigenen Sohnes.

Sie ist das Beispiel, dem wir abschauen sollen, was mit unserem Christenleben zu tun ist. Wie und wozu wir es benutzen sollen. Nicht nur so einfach fromm sollen wir werden. Es gibt auch viele Nichtkatholiken, die fromm sind. Wie Jesus Christus sollen wir werden. Nicht menschlich fromm, nicht mit nur menschlicher Liebe Gott liebend, sondern übermenschlich fromm und mit Jesu Liebe dem ewigen Vater im Himmel entgegenstrebend. Darum gibt Gott uns ja eine natürliche, keine menschliche Gnade. Seine Gnade ist übernatürlich, übermenschlich. Wenn wir im Stande der Gnade sind, werden wir so wie das Wasser in einem Glase, in das man Wein gegossen hat. Es ist Wasser, und doch ist es kein reines Wasser mehr. Es schmeckt nach Wein. Es hat etwas vom Wein an sich. So



Durch Maria zu Jesus



Sie segnet die Kranken

Es ist uns Oblaten eine große Ehre, daß der Heilige Stuhl uns die Versehung des Marien-Nationalheiligtums Canadas anvertraut hat. Unsere Liebe Frau von Cap, deren wundertätige Statue von den Oblaten gegenwärtig von einer Gemeinde zur anderen geführt wird, soll uns canadischen Katholiken Mittelpunkt unserer Marienverehrung sein.

Maria verehren heißt christlich wie Maria werden. Ihre unbefleckte Reinheit soll auch in uns wachsen. Wie sie voll der Gnaden ist, sollen auch wir nach immer größeren Gnadenschätzen streben. Wir müssen verstehen lernen, daß Gottes Gnade in uns das allergrößte Besitztum ist, das wir je haben können. Mit unserem Gelde sind wir entweder sparsam, geizig, oder leichtsinnig. Mit der Gnade sind wir leichtsinnig. Sparsam sein, heißt, gut zu wirtschaften. Betreiben wir Wirtschaft mit der Gnade in uns?

ist auch unsere Seele nicht mehr rein natürlich und menschlich. Ist sie begnadet, dann hat sie etwas von der Gnade Jesu Christi an sich. Dann sieht sie Christus ähnlich, und dann betet und wirkt sie auch ganz christusähnlich. Ihr Gotteslob ist dann auch nicht mehr rein menschlich: Es ist durch Jesu Gnade vergöttlicht, wirklich und wahrhaftig ähnlich dem heiligen Loblied, das der Gottessohn ununterbrochen dem ewigen Vater schenkt.

Maria war voll der Gnade. Sie war ganz und gar durchgöttlicht. Sie war nicht Gott, sie blieb Mensch und sie ist heute noch Mensch. Doch ihre Menschheit ist von der Gnade vergöttlicht worden. So wie die Gnade unsere Menschheit, unsere menschliche Frömmigkeit und Liebe vergöttlichen will.

Das ist Maria, und das ist der Sinn des Christenlebens, wie unser seliger Stifter es vor Augen hatte.



Das Sühnen

Suchen wir soviel als nur möglich davon zu besitzen?

Und der Geiz? Können wir auch mit der Gnade geizen? O ja, auch das können wir, und auch das tun wir. Jedesmal, wenn wir mit der Nächstenliebe geizen, halten wir Gottesgnaden zurück, die zum Segen unserer eigenen Seele und zum Segen anderer da sind.

Maria, die Unbefleckte, ist voll der Gnade, und sie vermittlt jedem, der sie anruft, die Fülle der Gnade.

Wollten wir doch tiefe Andacht hegen zur Unbefleckten Jungfrau. Andacht zu unserer Lieben Frau von Cap. Ehrliche Marienandacht macht christlich, tief und wahr christlich.

Und das will Gott von uns.



Das Danken

Gott hilft

Karlchen war das Kind armer Leute, die hoch oben in der Mansarde des dreistöckigen Hauses nach dem Hof zu wohnten, ein Bübchen von vier Jahren.

Einmal lag sein Vater im Krankenhaus, und seine Mutter ging ans Waschen bei fremden Leuten. Das Bübchen wurde in die Küche eingeschlossen, damit es nicht auf dieStraße lief. — Da entdeckte Karlchen das grüne Schmetterlingsnetz mit dem roten Stab. Es haschte Fliegen damit. Schmetterlinge freilich wären schöner gewesen. Aber wann kam einmal einer an den Mansardenfenstern vorbei! Und doch der Zufall wollte es, daß sich in diesem Augenblick ein schöner Zitronenfalter auf einem der Blumenstökke vor dem Küchenfenster niederließ. Gleich hatte ihn das Bübchen entdeckt. Über sein Gesichtchen fuhr ein heller Schimmer, die Augen wurden ganz groß vor Freude, und schnell erstieg der kleine Jäger den Stuhl am Fenster. Als er mit seinem Netz jedoch hinauslangte, flog der Schmetterling auf und segelte ein paar Töpfe weiter. Ohne sich zu besinnen, kletterte Karlchen auf die Fensterbank und stand bald draußen zwischen den Blumen. Blauen Himmel über sich, inmitten strahlender Sonne und üppigen Blütenflors, kam er sich wohl vor wie auf einer schönen bunten Wiese. Und dazu noch der hübsche gelbe Falter, der fein mit den Flügeln schlug! Gott, war das ein Fest! Dem kleinen Kerl pochte das Herz ordentlich rascher. Und er streckte mit rührender Tappigkeit das Ärmchen aus mit dem grasgrünen Netz, verlor in demselben Augenblick aber das Gleichgewicht und stürzte von der hohen Mansarde in die Tiefe des Hofes.

Jemand schrie auf, der zufällig an einem Fenster des darunter liegenden Stockwerkes stand. Das ganze Haus lief zusammen, in den stillen Hof kam Leben, aber siehe da, Karlchen erhob sich nach wenigen Augenblicken und sprang nach seinem Schmetterlingsnetz, das ein paar Schritte von ihm auf den Steinplatten lag. Er selbst war auf einen zu Bauzwekken frisch angefahrenen Sandhaufen gefallen und vor jedem Schaden bewahrt geblieben.



Die Weihnachtsgans

Eine heitere Erzählung

von Agnes Hartmann, München.

„Es war einmal . . .", so fangen alle Märchen an. Aber was ich jetzt euch erzähle, ist kein Märchen, keine bloße Geschichte, es ist Wahrheit, — ja es ist wirklich so geschehen.

Also, es war einmal ein lieber, alter Hochschulprofessor, namens Martin Knechtlein, dann sein Hauskreuz — Verzeihung! — seine Haushälterin Barbara Gugetzer und schließlich eine fette, runde, appetitliche Weihnachtsgans vom Viktualienmarkt zu München.

Ja, und die Münchener Stadt im weiß-blauen Bayerndandl war einmal — nach meiner Meinung wenigstens — die schönste aller Städte der Welt, — ohne Ruinen, ohne Trümmer, ohne Armut, —sie war voll Schönheit, voll Gemütlichkeit- voll Humor, — denn es war im tiefsten Frieden vor dem Weltkrieg Nummer 1, — man schrieb das Jahr eintausendneunhundertzehn.

Nun, und es war (und ist immer noch) sozusagen im Herzen dieser Stadt der oben schon genannte Viktualienmarkt. Über diesen Markt zu gehen war ein Vergnügen. Auf unzähligen Ständen lagen da die köstlichsten Dinge ausgebreitet — wahre Farbensymphonien: Blumen in Hülle und Fülle, Obst in den verschiedensten Sorten, sauber zu kleinen Hügeln aufgebaut, Gemüse aller Art je nach der Jahreszeit, Butter, Käse und Eier, warme Würstl mit frischen Semmeln, gleich zum So-Essen, und — vom Kirchweihfest im Oktober bis weit über Weihnachten hinaus — Geflügel in unglaublichen Mengen. Da lagen sie, die Ganserln und Anterln und Gockerln, fein säuberlich gerupft, mollig und weich, mit schneeweißer Haut und rosigem Fett — hm, das Wasser konnte einem beim Anblick von soviel Appetitlichkeit schon im Munde zusammenlaufen.

Wie gesagt, es war ein Vergnügen, über diesen Markt zu gehen. Derselben Meinung war auch unser Professor Knechtlein, gar heut', am Tag vor dem Heiligen Abend. Schon allein die Lebhaftigkeit und Geschäftigkeit der Münchener Hausfrauen, die für die kommenden Festtage ihre Einkäufe tätigten, und die Urwüchsigkeit der Marktfrauen, die ihre Waren anpriesen, machten dem Professor Spaß. Er ließ sich schieben und treiben und stand plötzlich wie hingepreßt vor einem Geflügeltisch. Und da redete schon eine werbende Marktweiberstimme auf ihn ein: „Geh'ns zu, Herr, nehmen's doch eine mit von meine Ganserln. Werd'ns sehn, Sie heb'n a Ehr' damit auf bei der Freil'n Köchin! — Wissen's, ich möcht'gern fertig werd'n mit mei'm Verkauf, ich hab' nämlich an kranken Mann daheim und a klein's Kind und die schrei'n alle Zwei nach mir. Der Kleine braucht sein Flascherl und der Mann muß wieder eing'rieb'n werd'n, er hat so an argen Hexenschuß und kann sich net rühr'n. — Schau'ns, für sechs Markl gib ich Eahna dieses Prachtexemplar von Gans, bloß, damit ich heimkomm . . .!"

Ehe unser Professor noch recht wußte, wie ihm geschah, hatte er sechs silberne Markstücklein weniger in seiner Tasche, dafür aber

eine fette, schwere Gans unterm Arm. — Oh, er hätte eine ehrliche Freude an seinem Kauf gehabt, wenn nicht der Geiz und das scharfe Mundwerk seiner Barbara gewesen wär. Denn leider, er hatte gleich zu Anfang, wie er sie als Haushälterin bei sich aufnahm, übersehen, gegen ihre Selbstherrlichkeit sofort aufzutrumpfen und ihr die Schneid abzukaufen. Und so kam es, daß er im Laufe der Zeit dieser streitbaren Jungfrau gegenüber immer machtloser geworden war. Er war zu gutmütig und zu friedliebend, sie aber hatte eine Menge Untugenden. Eine davon war ihr Geiz (als ob sie das Geld für den professorlichen Haushalt hätte verdienen müssen!) Und so war sein Tisch selten gut und noch seltener festtäglich bestellt. Es gab Rindfleisch und wieder Rindfleisch und nochmals Rindfleisch mit irgend einem Gemüs'. Wünschte er einmal ein Braterl, dann schimpfte sie ihn gleich einen Verschwender. Und so weiter! — Es war halt so: der gute Professor Knechtlein hatte mit seiner Barbara gewissermaßen schon ein Stück Fegfeuer auf der Welt.

Je näher er jetzt mit der Gans unterm Arm seiner Wohnung zukam, desto unbehaglicher wurde ihm zumut. Da kam ihm ein rettender Gedanke: er wird Barbara sagen, er hätte das Geflügel unter den ganz besonderen Umständen statt um sechs Mark um vier Mark bekommen und es wäre da doch unverzeihlich von ihm gewesen, diesen Kauf nicht abzuschließen. Das war doch ganz einfach, nicht?

Nein, so ganz einfach war es nicht. Denn als Professor Knechtlein zu reden anfing, schauten ihm die stecknadelspitzen Blicke seiner Barbara so scharf und so durchbohrend an, daß er, des Schwindelns ungewohnt, seine Rede heillos durcheinanderbrachte: — „Schauen Sie nur, Barbara, was ich für ein Glück gehabt habe! Dieses Prachtstück von einer Gans habe ich um nur vier Mark bekommen. Nämlich, weil die Geflügelfrau einen kleinen Mann und ein krankes Kind zuhause hat und bald heimkommen möcht', weil doch der Mann sein Flascherl braucht und das Kind einen Hexenschuß hat, den sie einreiben muß. — Ja, und da hab' ich die Gans natürlich genommen — um **den** Preis . . . !

Lange guckte die Barbara ihren Herrn an; ein furchtbarer Verdacht war in ihr aufgestiegen: sollte er etwa gar getrunken haben — am hellichten Vormittag? Weil er so verwurschtelt daherredete? Aber nein, — so schaute er nicht drein, ihr Professor! Ihr Mißtrauen schwand, sie nahm die Gans und sagte, grob wie das Frauenzimmer nun einmal war: „Da hab'ns wirklich mehr Glück g'habt wie Verstand!" Und damit verschwand sie in der Küche.

Der Professor schnaufte auf, er freute sich diebisch. Und dann setzte er sich in seinen Lehnstuhl. Er nahm ein philosophisches Buch zur Hand und begann zu lesen. Aber er kam nicht weit damit. Müdigkeit überfiel ihn. Daran mochte wohl das lange Herumschlendern auf dem kalten Viktualmarkt und die jetzt so wohlige Wärme in seiner Stube schuld sein. Kurzum, der Professor schlief ein und träumte. Natürlich von der Gans. Es ging die Stubentüre auf und herein kam sie, knusprig braun gebraten, direckt auf ihn zugewatschelt, über seine Beine und seinen Magen hinauf und dann steckte sie — genau wie im Schlaraffenland — ihr eines gebratenes Haxerl in seinen Mund hinein, die braune, wunderbar duftende Brühe träufelte bereits in seinen Hals hinunter und er war schon im Begriff, in das zarte, weiche Geflügelfleisch hineinzubeißen, da öffnete sich abermals die Türe (diesmal aber wirklich) und herein kam die Jungfer Barbara und schrie mit ihrer unmelodischen Stimme: „So, — is' scho' fort!" Der Professor, aus seinem lukullischen Traume aufgeschreckt, riß die Augen auf und starrte sein Hauskreuz verständnislos an. „Is' scho' fort!" sagte sie noch einmal. „Was ist fort?" fragte er. „Die Gans!" antwor-

Weihnacht



Heja Weihnacht, heja Weihnacht!
Der Wald ist dunkel, die Nacht ist kalt,
Alles noch hofft in Gottes Macht.
Heja Weihnacht, heja Weihnacht!
Die Stadt erglänzt in Lichterpracht,
Die Glocken rufen um Mitternacht.
Heja Weihnacht, heja Weihnacht
In einer Krippe, die Mutter wacht,
Die Tiere atmen warm und sacht —
Heja Weihnacht, heja Weihnacht!
Hoch oben im Himmel, ein Sternlein wacht,
In einer Krippe . . . ein Kindlein lacht!

tete sie roh. „Was? — Wieso?“ Der alte Herr wollte und konnte nicht begreifen. Die Barbara begab sich in Verteidigungsstellung. „Alsdann, ich hab' die Gans der Frau Stadtsekretär vom ersten Stock drunt'n zeigt und die war ganz begeistert und hat g'meint, wenn ihr nur auch jemand so eine fette, zarte Gans wie die unsrige ins Haus brächt', sie tät' gern sechs Mark dafür zahl'n. Weil sie noch soviel für die Festtag' zu arbeiten und gar keine Zeit hätt', selber auf'n Markt zu geh'n. Da hab' ich — grad so wie Sie, Herr Professor — das Glück beim Schopf 'packt und hab' ihr die Gans um den Preis überlassen. — Sehn's, und ich kauf' jetzt um die vier Mark a Rindfleisch, das gibt's dann am ersten Feiertag als saftig's Suppenfleisch zum G'müs', am zweiten Feiertag als Fleischpflanzerl Frikadellen zum Kartoffelsalat, das übrige leg' ich in Essig, dann hab'n wir am nächsten Sonntag und am Neujahrstag a fein's Böflamod (Boeuf à la mode) und für's Abendessen bleibt auch noch was über. So — und damit hab'n wir zwei Mark profitiert. — War des vielleicht net intelligent von mir, ha?“

Der Professor sank in sich zusammen. Wie hatte er sich auf das Festtagsbraterl gefreut! Nun hatte dieses Frauenzimmer seine Freud wieder einmal kaput geschlagen. Oh, Barbara, du Xantippenweib! dachte er. Laut aber knurrte er sie an: „Dann hätten Sie mich doch wenigstens weiterschlafen lassen!“

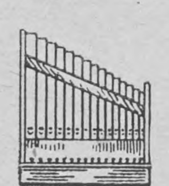
Die Barbara verließ, zornig über so viel Verständnislosigkeit und so wenig Sparsinn, ziemlich geräuschvoll die Professorenstube. Hinter der zugeschlagenen Türe schimpfte sie: „So ein undankbares Mannsbild!“

Ein Gutes aber hatte die entschwundene Gans unserm lieben Professor Knechtlein doch gegeben: nämlich in seiner Empörung den Mut, am ersten Weihnachtsfeiertag ganz gegen seine Gewohnheit nach dem Gottesdienst in der nächsten Gaststätte einzukehren, zuerst ein Schalerl Kaffee zu trinken und dann sich eine Portion Gansbraten mit Knödel zu bestellen. Es schmeckte herrlich! Daheim aber wartete die Barbara, allein am hochfestlichen Tag in sichtlich zunehmender Angst auf ihren Herrn. Es wird ihm doch nichts zugestoßen sein! Das wäre fürchterlich! Denn einen so gutmütigen Dienstherrn wie ihn würde sie wahrscheinlich nicht mehr finden und mit ihrem Regiment wär es dann am End! Wenn er doch nur käm', oh, wie gut und freundlich wollte sie dann mit ihm sein!

Ob sie freundlich und gut war, vielmehr, ob sie es auch weiterhin geblieben ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Mir wurde nur die Gansgeschichte erzählt. Sie ist wirklich wahr! Nur eins stimmt nicht: der Name des Professors. Er hat anders geheißen, — wie, das sag ich nicht.

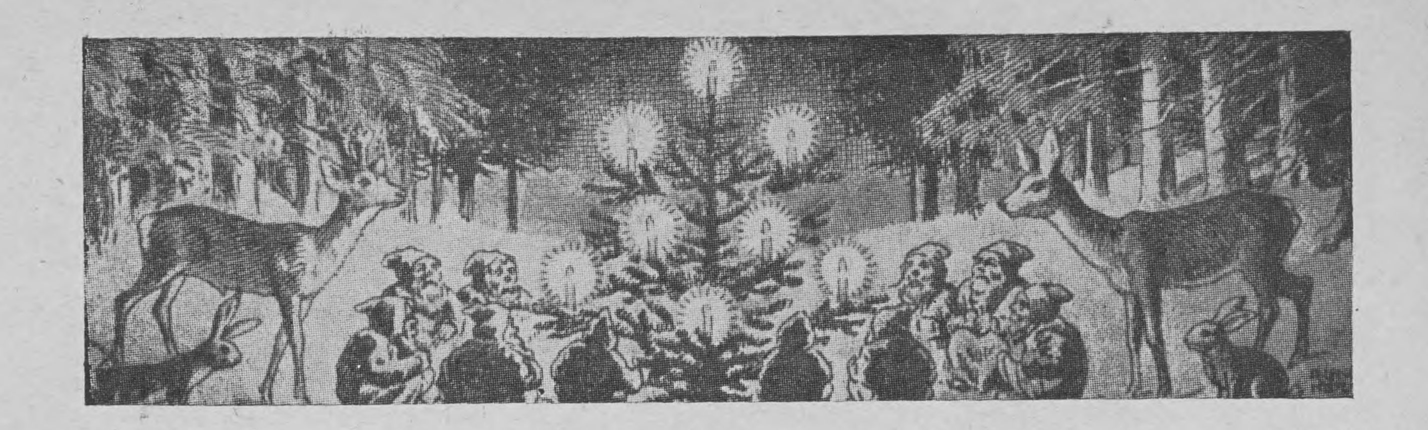
Altes Weihnachtslied

Gelobet seist du, Jesus Christ,
daß du als Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau rein und klar,
Des freuet sich der Engel Schar.
Des ew'gen Vaters einig' Kind
Jetzt man in der Krippen find',
In unser arms Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ewig Gut.
Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der liegt Marien in dem Schoß;
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein.
Auf Erden ist Er kommen arm,
Damit Er unser sich erbarm',
Und in dem Himmel machet reich
Und seinen lieben Engeln gleich.
Gelobet sei der Engel Schar,
Die auch bei der Geburte war
Und sang dem kleinen Kinde Lob
Auf Erden und im Himmel drob.
Nun bitten wir gar herziglich,
Daß Du uns wollest gnädiglich
An Leib und Seel' gar wohl bewahren,
Wann wir aus diesem Elend fahren.



Gar mancher Weg kommt einem eben vor. Doch schließlich sind es Wege, die zum Tode führen.

Bibel



Weihnacht einer Mutter

Endlich hatte sie die fünfzig Mark beisammen. Endlich! Was hatte die bedürftige Witwe des kleinen Beamten sich nicht alles dafür abziehen und versagen müssen! Sogar das Stückchen Zucker im Kaffee, der doch meistens nur Malzkaffee war. Denn kaum an Sonntagen wanderten einige echte Bohnen in die Mühle. Alles spärlich erübrigte Geld glitt in den bunten, perlgestickten Beutel mit dem Messingrink, der in der untersten Komodenlade lag. Neben dem Tabakkasten, den FrauAmtors verstorbener Mann mit einem Übermaß von Geduld und Geschicklichkeit zusammengebastelt hatte. Aus lauter aufgenagelten Baumknorren und Baumrinde. Aus Eichelnäpfchen und Erlenfrüchtlein.

Fünfzig Mark! Die alte Frau zählte noch einmal die Summe zusammen. Mit zitternden Händen. Lauter Silberstücke. Und wirklich und wahr: Fünfzig Mark. Nicht mehr und nicht weniger. Fast wie auf ein Heiligtum schaute die Frau auf die blinkenden Münzen. Ein leichtes Rot färbte das schmale Altfrauengesicht. Jetzt konnte sie sich den Mantel kaufen, den sie schon so oft im Schaufenster des kleinen Geschäftes in der Nähe des Marktplatzes bewundert hatte. O dieser schöne, warme Mantel! Mit dem weichen Pelzkragen, der fast aussah, als sei er echt. Was für ein Wohlstand und Herrlichkeit würde der Mantel allein schon beim sonntäglichen Kirchgang sein! Wo sie doch so viel hustete. Und so leicht fror.

Recht wohl hatte sie gesehen, daß die Bekannten oft so mitleidig verachtend den verschlissenen, altmodischen Mantel betrachteten, den sie schon seit Jahren trug. Sogar spöttisch waren oft ihre Blicke. Sie wußte auch warum. Ihre Tochter arbeitet in einer ziemlich gut bezahlten Bürostellung in der Großstadt. Und hätte bei gutem Willen, so dachten doch sicherlich die Leute, etwas für die Mutter tun können. Aber wenn man Gertas Briefe las, die frei-

---

Gott! Du bist das große Wunder aller Welten,
Vor deinem Hauch zersplittern die Gefahren,
Dein Geist läßt tausend Widersacher gelten,
Denn deine Macht mißt nicht nach Menschenjahren.
Du warst wie gestern, wirst wie morgen bleiben,
In deinen Händen ruht der Ring der Zeit,
Wie auch im Lebensstrom die Schiffe treiben,
Ihr aller Hafen heißt Unendlichkeit.
Wir fliegen hin, und mit uns flieh'n die Stunden
Doch die Unendlichkeit trägt deinen Namen,
Und wer in dir den tiefsten Grund gefunden,
Fragt nicht, wohin wir ziehen, woher wir kamen.
Wir sind aus dir, zu dir hin strebt das Leben,
Und jeder Augenblick darin ist dein.
Das Herz Dir, Herrgott täglich hinzugeben,
Heißt in der Zeit schon unvergänglich sein!

Karl Robert Popp

lich recht selten und kurz waren, so standen darin nur Klagen. Das Leben in der großen Stadt mußte wohl recht teuer sein. Und gegen die Kolleginnen zurückstehen, das ging nicht, wie Gerta schrieb. Sie würde dann über die Achsel angesehen werden. Nein, nein, das wollte die Mutter ja auch nicht. Auf keinen Fall.

Jetzt kam so langsam Weihnachten heran. Weihnachten, das wunderbare, fröhliche, selige Fest: Noch wenige Tage, dann erstrahlte die heilige Christnacht. Und umspann das liebe Kripplein und den grünen Tannenbaum und das klingende Gloria schon jetzt mit silbernen Schleiern.

Gerta würde nicht kommen können. Das hatte sie schon geschrieben. Mit knappen Worten, in der bekannten Art des Briefstils ihrer Mutter gegenüber. Also, es sei Büroarbeit bis in die späten Tagstunden hinein. Und so übermüdet könne sie begreiflicherweise nicht kommen. Dann hätte sie ja doch nichts von den Feiertagen. „Nein, so übermüdet kann sie nicht kommen", seufzte die alte Frau. Still schaute sie auf ihre verarbeiteten Hände, die so selten im Leben Rast gehabt hatten. In sich zusammengesunken saß sie am Fenster und blickte in die schneebedeckte Gasse hinab. Zerronnen lag die liebe Weihnachtshoffnung vor ihr.

Da glitt plötzlich ein Leuchten über das zerfurchte Gesicht. Wie wenn ein blasser Sonnenstrahl durch trübe Wolken bricht. „Und wenn Gerta nicht zu mir kommen kann, so will ich zu meinem Kind fahren. Daß es zur Christnacht nicht allein ist unter fremden Menschen." Und weiter dachte die Mutter: Früh schon fahre ich. Dann kann Gerta mir in einem schönen, feinen Geschäft einen neuen Mantel aussuchen helfen. Ich glaube bestimmt, ich bekomme dann einen besseren und doch noch billigeren. Mit dem vielen Geld, meine ich, läßt sich schon etwas machen. Und das Kind kann sich dann ruhig mit mir sehen lassen bei den Bekannten. Und auch mit meinen Geschenken, der selbstgestrickten Weste und dem knusprigen Christgebäck, über das sie sich daheim immer freute.

Es dämmerte bereits, als der Eilzug in den Hauptbahnhof einlief. Hell und grell leuchteten die elektrischen Bogenlampen in das Dunkel hinein. Die Eisenbahnwagen waren überfüllt. Wie immer am Tage vor Weihnachten. Ein hübsches, junges Mädchen in ziemlich auffälliger Kleidung, mit feinem Glockenhut, ging etwas erregt über den Bahnsteig.

„Was für ein komischer Einfall von der Mutter, mir heute einfach in letzter Stunde ihre Ankunft zu melden! Was soll ich nur hier mit der altmodischen Frau anfangen! Und dazu gerade jetzt in den Feiertagen. Hätte ich sie doch ungewiß gelassen, ob ich käme oder nicht! Dann konnte sie den albernen Plan nicht mehr fassen und ausführen. Unmöglich kann ich die Mutter jetzt hier gebrauchen. Der Heinz will aber Christtag eine Skifahrt mit mir und der andern Gesellschaft machen. Und dann — er stellt sich unter meiner Mutter ganz was anderes vor. Es ist einfach unmöglich, daß sie hierbleibt. Sie muß, so leid es mir tut, wieder heimfahren. Alte Leute werden mit der Zeit aber auch wirklich kindisch. Man hat seine liebe Last mit ihnen."

Keuchend, pustend, dampfwirbelnd stand der Zug in der hochgewölbten Halle. Ein Hasten und Jagen begann. Beinahe wäre die alte Frau aus dem Zug gestürzt mit ihrer Reisetasche, so freudig erregt war sie, als sie ihr Kind sah. Das einzige Glück, das das Leben ihr gelassen hatte. Es fiel ihr zuerst garnicht auf, daß Gerta so still und kühl auf sie zukam und sie begrüßte.

„Wir wollen uns einen Augenblick in den Wartesaal setzen, damit wir aus dem Trubel kommen", sagte die Tochter.

„Ja mir ist es recht, Gerta. Aber nur nicht zu lang. Denn sonst ist Geschäftsschluß. Weißt du, Kind ich muß dir nämlich etwas Freudiges und Angenehmes sagen. Siehst du, der abgetragene Mantel, das denkst du wohl auch, paßt nicht für hier." Ganz geringschätzig glitt der Blick der Frau an sich herab. „Er paßt wirklich nicht für hier", wiederholte sie. „Und ich selbst will auch an Sonntagen nicht mehr mit ihm umher gehen. Man meint sonst — nun, wie die Leute so sind — man meint dann, wir könnten uns nicht mehr so recht helfen." Zögernd kamen die Worte. „Aber", die Stimme hob sich, „ich brauche den alten Mantel auch jetzt nicht mehr für den sonntäglichen Kirchgang. Denn, Gerta denke nur, ich habe mir fünfzig Mark zusammengespart. Ja, da staunst du! Weißt du, Kind, schwer und mühselig war es oft. Aber es ist gelungen. Und auch ein Christpaket habe ich für dich. Da, nimm es nur schon. Du wirst Freude haben an dem, was darin ist. Und nun hilfst du mir wohl". die Mutter lächelte in rührender Unbeholfenheit, „einen neuen Mantel kaufen. Dann kannst du Staat mit mir machen, nicht wahr?"

„Ach, denk an, Mutter, so reich bist du? Das hätte ich wirklich nicht gedacht. Ja, in so einem

kleinen Nest da kann man sich immer noch mühelos etwas zusammensparen."

„Mühelos?" Die Mutter lächelte ein wenig. „O nein, Kind, das darfst du nicht glauben. Es kleben hundert und aber hundert Entbehrungen an dem Geld. Aber wenn man weiß, wofür man spart, dann ist nichts zu schwer. Ich dachte an die Freude, die du bei deinem Weihnachtsbesuch in der Heimat haben würdest, wenn ich dir den neuen Mantel zeigte. Und so kamen mir alle Entbehrungen leicht vor."

In unruhiger Hast spielte Gerta mit ihrem weichen Ledertäschchen. Unschlüssig glitten ihre Blikke über die schlichte Erscheinung der Mutter. Dann begann sie zögernd: „Ja, weißt du , es ist schade, daß du mir erst so spät deine Ankunft meldetest. Nun habe ich leider über die freie Zeit in den Weihnachtstagen schon verfügt. Und ich kann auf keinen Fall meinen Bekannten eine Absage geben. Das wirst du verstehen. Man würde es mir sehr übelnehmen. Was soll ich nun tun?"

Nachdenklich stützte Gerta den Kopf mit der weißen, gepflegten



Hand, an der ein schöner Ring blitzte. Dann atmete sie auf. Ein Gedanke war ihr gekommen.

„Wenn es dir nicht so sehr darauf ankommt, Mutter", begann sie, „daß du in den Feiertagen ziemlich allein bleibst, dann kannst du es dir auf meinem Zimmer ganz gemütlich machen. Es steht ein schönes Sofa darin. Und ich habe auch einige Bücher, die dir gefallen werden. Dazu kommt noch die Gesellschaft der Frau Deger,meiner Zimmerwirtin. Sie wird es dir recht gemütlich machen. Dann hast du am Ende den neuen Mantel gar nicht einmal mehr nötig. Wer wird denn viel auf dich achten. Wer kennt dich hier?"

„Da hast du recht. Wer kennt mich hier?" wiederholte eintönig die alte Frau. Und sah starr vor sich hin. „Wer kennt mich hier!" Die Worte kamen so schwer, als würden sie über Steine geschleppt.

„Du bist müde, Mutter", drängte Gerta. „Komm, wir wollen jetzt zu meiner Wohnung gehen. Da ruhst du dich aus. Einige Stunden kann ich ja heute noch bei dir bleiben."

„Was ist das aber, Gerta? Ich meinte, du müßtest dich in den Weihnachtstagen ausruhen! Wie du mir schriebst. Da dachte ich es mir so traut und schön, bei dir zu sein."

„Nun ja, Mutter, was man so Ausruhen nennt. Ein wenig Sport und ein wenig Vergnügen, das bedeutet für meine abgespannten Nerven auch Ausruhen. Du lieber Himmel! In eurer kleinstädtischen Auffassung versteht man eben das Großstadtleben nicht. Ihr daheim habt veralterte Begriffe. Ihr versteht unter Weihnacht nur Tannenduft und Kerzenleuchten."

Ein Zittern lief durch die



Glieder der Frau. Und ganz fremd klang ihre Stimme, als sie sagte: „Ja, ja, du magst wohl recht haben, Kind: Tannenduft und Kerzenleuchten. Und ein Weihnachtslied. Darum muß ich heim. Denn ich fühle, daß ich hier weder Weihnachtsglück bringen noch finden kann."

Erschrocken sah Gerta in der Mutter erblaßtes Gesicht.

„Zurückfahren willst du? Nein, du mußt hierbleiben. Ich wollte dich doch nicht kränken!"

„Du wirst es wohl nicht gewollt haben. Aber das Heimweh holt mich heim. Gib dir keine Mühe, mich zurückzuhalten. Du kannst ja, wenn es möglich ist, bald einmal in die Heimat kommen. Aber nur, wenn es kein Opfer für dich bedeutet. Du bist mir immer willkommen. Bei Tag und bei Nacht. Zu jeder Stunde."

„Aber, Mutter, du hast dich doch daheim gar nicht auf den Heiligen Abend eingestellt Du hast

kein Tannenbäumchen, kein . . ."

Die Frau wehrte ab. „Ein Tannenbäumchen bekäme ich noch, wenn ich eines wollte. Und ich habe noch allerhand Silberflitter und Goldfäden und bunte Glaskugeln, mit denen ich früher dein Christbäumchen behing."

Zum Zug mußte Gerta die Mutter geleiten. Schweigsam waren beide. Durch das geöffnete Fenster des Abteils drückte die Frau dem Mädchen ein abgegriffenes Beutelchen in die Hand. „Damit du dir helfen kannst", sagte sie leise. „Ich habe jetzt den Mantel nicht mehr nötig."

Der Zug fuhr ab. Gerta hielt in den zitternden Fingern dreißig Mark von den kümmerlichen Ersparnissen.

„Mutter! Mutter!" rief sie hinter dem enteilenden Zuge her.

Ein weißes Tüchlein wehte ihr flatternd zu. Da kroch plötzlich ein unheimliches Gefühl durch die Seele des Mädchens. Ein trübes Weihnachtsbild stieg vor Gerta auf: Die arme Mutter einsam und traurig in der heiligen Christnacht.

Doch dieses Bild wich bald den bunten Bildern der kommenden Tage, die glitzernd und lockend aufstiegen. Und befreit atmete Gerta auf. Jetzt lagen die Festtage offen vor ihr. Jetzt konnte man Weihnacht feiern, wie man wollte. Die alte Mutter war ihr ja nicht mehr im Wege. —

Die alte Frau war wieder daheim. War ihr graues Haar nicht weiß geworden? O um ihr armes, zertretenes Christglück! Kein Kripplein, kein grünes Tannenzweiglein. Keine bunte Christkerze. Nicht einmal Feuer im Ofen.

Mit froststarren Händen hängte sie den alten Mantel sorglich in den Schrank. Er mußte noch lange halten. Vielleicht hielt er sie auch aus.

Aus dem unteren Stockwerk klangen jubilierende Kinderstimmen herauf: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Da legte die Einsame den Kopf auf die harte Tischkante und weinte bitterlich.

M. Pohl

Das Sparbuechel

Von F. Schrönghamer-Heimdal

Dietrich Dalerböck war eines Bauern nachgeborenes Kind aus der Heimat. Da er zur Bauernarbeit zu locker nud linkisch war, dachte seine stillfromme Mutter: Wir lassen ihn studieren. Da hat er dann im Leben keine Leibesnot und seiu Seelenheil ist erst recht gerettet. Auch ist es eine Ehre für uns und eine Gnade für das ganze Dorf und die ganze Freundschaft, wenn er sich dem Dienst des Altares weiht.

Also taten sie den Dietrich Dallersböck zum Studium in die Stadt.

Eine Weile ging es dort ganz gut. Aber dann verwechselte er in den Aufgaben die griechischen und lateinischen Brocken, und in der Erdbeschreibung und Geschichte kamen ihm die Jahreszahlen und Gebirgshöhen durcheinander. Es war eine seltsame Verwirrung des Gedächtnisses in dem Knaben, die ihn selbst sehr bedrängte und plagte, also daß er eines Tages, als er die Reihe der römischen Kaiser mit den genauen Regierungszeiten aufzählen sollte, die unwirsche Antwort gab: „Was gehen mich diese Kunden an?"

Dietrich Dallerböck hatte recht. Was gingen den Böhmerwaldbub am Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts die mehr oder minder gemeinen Kerle an, die vor zweitausend Jahren durch Bestechung, Mißbrauch und Mord im römischen Reich italienischer Nation zur Gewalt gelangten?

Der Professor war sprachlos.

Die Klasse schrie und tobte vor Lachen über die Antwort des Mitschülers, der ihnen allen aus der Seele gesprochen hatte.

Der Professor schnappte nach Luft, ermannte sich wieder, schob die Brillengläser in die Stirn und sprach: „Dietrich Dallersböck, diese deine freche Antwort will ich gar nicht gehört haben. Bist du von Sinnen? Merke dir ein für allemal: Non scolae, vitae discimus. Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir, auch die römischen Kaiser mit ihren Regierungszeiten.

„Herr Professor, ich mag nicht mehr. Ich trete aus. Es ist ja alles Unsinn da herinnen."

Dietrich Dallersböck nahm in aller Seelenruhe seinen Ranzen aus der Bank und ging. Und kam nicht wieder.

Aber er ging nicht heim in den Wald zu seinen Leuten, denn das wäre ihm und ihnen eine Schande

in den Augen des Volkes, weil er nicht ausgehalten hatte bis zu den Stufen des Altares. Was würde seine stillfromme Mutter sagen? Wie sein strenger Vater toben, daß das gute Studiengeld umsonst hinausgeschmissen war!

Dietrich Dallersböck ging von der Klasse weg zu seinen Hausleuten, dem Flickschneider Zirngiebel und sprach: „Nimm mich in die Lehre! Ich möchte etwas arbeiten, was Hand und Fuß Sinn und Zweck hat. Das Lehrgeld zahle ich dir, wenn ich mein Heiratgut bekomme. Zwei oder dreitausend Gulden werden wohl noch für mich abfallen von daheim. Wir sind sieben Geschwister, und vierzigtausend Gulden ist der Hof unter Brüdern wert."

Dem Flickschneider Zirngiebel war es recht.

Die Flickschneiderin aber sprach zu ihrem Manne: „Wenn er die zwei oder dreitausend Gulden bekommt, dann mieten wir uns in der Neustraße einen Laden und fangen einen Kleiderhandel an. Das trägt mehr als das Flickschneidern. Schau den Günzburger an, was macht der für ein Geschäft! Und Lausejud war nicht einmal vom Fach, kennt kaum Nadel und Zwirn auseinander. Und wenn das Geschäft einmal geht, kann ja der Dietrich unsere Elvira heiraten. Wir aber setzen uns zur Ruhe und haben einen sorgenfreien gefeierten Lebensabend."

„Du siehst große Dörfer," sprach der Flickschneider gelassen, „aber mir soll's recht sein. Die Weltordnung wird ja allemal von den Weibsleuten bestimmt. Warum soll's bei uns anders sein?"

Dietrich Dallersböck warf sich mit Eifer auf seinen neuen Beruf. Nebenbei studierte er Fachzeitschriften und abends besuchte er einen Wanderkursus für Buchhaltung und Handelslehre.

Im Jahr darauf hielt er diesen Kursus schon selbst.

Mit der Zeit wurde dieser Kursus eine ständige Einrichtung, die dem jungen Unternehmer guten Gewinn brachte, also daß der Laden in der Neugasse ohne Heiratgut von daheim gepachtet werden konnte.

Der Kleiderhandel ließ sich über Erwarten gut an. Denn die Frau Zirngiebel hatte einen großen Bekanntenkreis unter der städtischen Weiblichkeit, und die Reklame erfolgte von Mund zu Mund. Der Jude Günzburger stand unter der Ladentür und zog die Stirn in Falten über die unerwünschte, gefährliche Konkurrenz.

In dem Jahr, als Dietrich Dallersböck volljährig wurde, war er schon Besitzer des Hauses in der Neustraße und erwog den Ankauf des Nebenhauses wegen Laden und Geschäftserweiterung. Seine ehemaligen Mitschüler waren inzwischen „reif" geworden fürs Leben, denn sie hatten das Gymnasium hinter sich gebracht und — waren noch gar nichts als Lehrlinge eines künftigen Lebensberufes.

„Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir."

Dietrich Dallersböck mußte lachen, wie sie mit ihren roten Mützen am Laden vorbeibummelten. In seiner Laune zwickte er Elvira, die an der Ladenkasse saß, in die Backen und sprach: „Mein süßes Mäuschen, morgen fahren wir heim in den Wald und stellen uns als Verlobte vor. Auch möchte ich in Schönberg nachsehen, ob sich dort nicht ein Zweiggeschäft auftun ließe."

Die Wäldler schrien Zetter und Mordio, als sie nach langen Jahren den Dietrich Dallerböck mit einer holden Weiblichkeit an der Seite ins Dorf einbiegen sahen: „Also da liegt der Has' im Pfeffer! Das wird eine saubere Primiz — und hernach eine Kindstauf, wenn sie nicht eh schon vor dem Zusammenläuten in die Kirche gegangen sind."

Dietrich Dallersböck aber fuhr im Landauer unbekümmert um die offenen Fenster mit den losen Mäulern seinem Vaterhause zu, legte fünfhundert Gulden auf den Tisch und sprach: „Grüß euch Gott alle miteinander! Hier zahle ich euch mein Studiergeld mit den genauen Zinsen zurück, und hier ist meine Elvira eine geborene Zirngiebel. Wir haben ein ganz nettes Gschäft in der Stadt und in vier Wochen haben wir Hochzeit in der hohen Domkirche. Es tät uns schon recht freuen, wenn ein paar von euch kämen."

Die Heimatleute staunten wortlos an den feinen, vornehmen Sohn und Bruder hin.

„Mit der Primiz," wandte er sich an die stillfromme Mutter, ist's halt leider nichts geworden. Schuld sind die römischen Kaiser und der andere Schmarrn, der mich ganz aus dem Häusel gebracht hat. Oder was braucht einer zum Wort Gottes die Quadratwurzel aus X und das Höhenmaß des Gaurisankar oder Mont Everest?"

Die Mutter verstand das nicht und lächelte in Tränen: „Es ist schon recht. Wenn ihr nur glücklich seid. Und das Beten nicht vergeßt."

„Das tun wir nicht," sprach Elvira. „Sonst wären wir nicht so weit."

Es war ein kurzes, schönes und sehr sachliches Wiedersehen, genau so, wie es sich Dietrich

Dallersböck all die Jahre her ausgemalt hatte. Dieser Posten war also glatt abgeglichen.

Er konnte mit freien Sinnen an den Erwerb des Nebenhauses in der Neustraße denken.

Auf dem Heidberg vor der Stadt waren ihm Grundstücke angeboten. Die wollte er sich nicht entgehen lassen. Es war Geld damit zu verdienen.

Auch dachte er an eine Villa da droben am Waldrande. Die müßte sich dort reizend ausnehmen. Und der Günzburger hatte noch keine.

Um die Zeit, als Dietrich Wallerböck zum geistlichen Studium in die Stadt kam, begab es sich, daß die Breitenloherin der Dallersböckin auf dem Heimweg von der Frühmesse nachlief, sie am Kopftuchzipfel erhaschte und atemlos ausrief:

„Ja, du, ist's denn wirklich wahr?"

„Was denn, Breitenloherin?"

„Daß dein Dietricherl ein Hochwürden wird?"

„Der Antrag wär' ja darauf. In Gottes Namen."

„Jetzt das trifft sich schon wirklich gut! Und warum? Weil die Annamirl, mein Dirndl, Pfarrerköchin werden will. Ist der Fratz erst dreizehn Jahre alt und hat schon den Willen!"

„Das ist ganz recht. Es kann doch nicht ein jedes Madel eine Hofbäuerin werden."

„Gelt, du sagst es auch. Und überhaupts ist der jungfräuliche Stand gar so viel schön, wie ihn der Apostel schon preist, und in der Ehe hast blos das Kreuz mit den Kindern. Also — dein Dietricherl wird Pfarrer, und meine Annamirl wird Pfarrerköchin. Seine — Pfarrerköchin muß sie werden, so wir eh so nah in der Freundschaft sind. Da wird's einmal heißen: „Hochwürden Herr Vetter, was magst denn heut Gutes auf Mittag? Soll ich dir einen Gickerl abstechen oder einen Anten in den Rain tun? Oder magst zur Abwechslung einmal eine Mehlspeise, etwa einen Topfenstrudel?" Ja, so wird es einmal heißen, Dallersböckin! Du wirst es sehen und erleben. Ich kann dir's ja garnicht sagen, wie sich das Kind schon alleweil einübt in seinen Reden, und alle Speisen kennt sie schon auswendig, und mein Mann sagt alleweil: „Ist schon recht, Annamirl," sagt er, „wenn ich wieder um Säu' tu auf Deggendorf, darfst mit und im Hotel, Drei Mohren das Kochen lernen. „Denk dir's nur, Dallersböckin, gleich in einem Hotel, wo's nur das Allerfeinste gibt. Wirst sehen, da kommt dein Dietricherl in eine gute Mast, wenn er einmal Hochwürden ist."

„Es wird schon recht werden, Breitenloherin."

„Etwas anderes wäre es, wenn er selber eine Schwester hätt, dein Dietricherl, die ihm Köchin machen könnt'. Aber du hast grad sieben Buben, und ich hab fünf Töchter. Und dein Dietricherl und meine Annamirl sind als Geschwisterleutkinder die allernächsten Anverwandten. Könnt's denn noch schöner stimmen?"

Als der Breitenloher das nächstemal auf den Saumarkt gegen Deggendorf fuhr, thronte die Annamirl mit ihrem Koffer auf dem Sitzbrett des Steirerwagerls. Sie saß stolz und zielsicher, denn sie wußte, was sie wollte, und ihr Ideal schwebte ihr gar erstrebenswert vor: Pfarrerköchin beim Hochwürden Herrn Dallersböckvetter.

Der Breitenloher gab dem Hausl und der Oberköchin im Hotel Drei Mohren ein gutes Trinkgeld, der Annamirl aber gute Lehren. Die aber hatte schon ihr Näschen über allen Töpfen und fragte, was das und dies wäre. Die Oberköchin gab ihr guten Bescheid, und der Breitenloher fuhr siegesgewiß heimzu: Die Annamirl war versorgt. Sie würde dereinst einen hochwürdigen Hrrn Pfarrer beerben.

Die Annamirl war ganz in ihrem Element. Sie war die geborene Köchin. Geschickt, fine, anstellig, sauber. Sie fand für jedes Gericht die letzten Feinheiten.

Nach Ablauf ihrer Lehrzeit wurde sie zweite Köchin im Hotel Drei Mohren. Der Ruf ihrer Kochkunst machte sie bei allen Feinschmeckern berühmt. Aber sie harrte ohne Ehrsucht der vorbestimmten Stunde, da sie ihren Posten als Pfarrerköchin bei dem Vetter Dietrich antreten würde. Jeden Kreuzer, den sie erübrigte, tat sie auf die Sparkasse und freute sich im Stillen, wenn sich das Sümmchen von Jahr zu Jahr verdoppelte. Von diesem Geld würde sie dem Vetter einmal die Einrichtung kaufen, damit er gleich richtig anfangen könnte. Denn es ließ sich voraussehen, daß durch sein langjähriges Studium das Elterngut aufgezehrt würde. Da wollte dann sie mit ihren Spargroschen in die Schanze springen.

Das war, wie wenn jemand mit nassem Schwamm eine schöne Zeichnung von der Schultafel wischt, als ihr Vater Breitenloher nach Jahr und Tag die Botschaft brachte: „Aus ist's mit der Pfarrerköchin!"

„Wieso? Aus?"

„Ein Weiberleut hat er, der Bazi! Ausgesprungen ist er. Heiraten tut er. Ein Geschäft hat er. Geld hat er auch — aber erben

tust einen Dreck! Jetzt hab ich das sündteure Lehrgeld bezahlt in den Drei Mohren . . ."

„Nicht gach, Vater!"

Das Mädel sprang über die vier Stiegen zu ihrer Kammer und legte dem Vater das Sparbuch hin: „Mach dich bezahlt. Und ich — ich werd mir einen Posten bei einem Geistlichen suchen. Ich taug nicht in die Welt. Warum hat er nicht ausgehalten, der Vetter? Hab doch ich auch ausgehalten."

„Die römischen Kaiser, sagt er, und der andere Schmarrn sind schuld. Noch was hat er gesagt, aber das versteh ich selber nicht. Dirndl, mir erbarmst blos du, weil er dir die Freud und die Hoffnung verdorben hat. Da — nimm dein Sparbüchl wieder. Das Lehrgeld gilt für ein Heiratgut."

„Heiraten tu ich eh nicht Vater. Ich weiß schon, was ich tu."

Dietrich Dallerböck war der erste Kaufman in der Stadt.

Die eine Seite der Neustraße war ein einziges Warenhaus und sein freies Eigentum.

Der Jude Günzburger war in ein kleines Nest verzogen.

Jedermann zog den Hut vor Dietrich Dallersböck.

Er hatte die erste Villa, das erste Auto in der Stadt.

Er zahlte mehr Steuern im Jahr, als daheim der Väterhof wert war.

Aber Dietrich Dallersböck hatte keine Zeit mehr, nachhause zu denken, geschweige zu fahren. Das Geschäft nahm ihn ganz in Anspruch.

Nur einmal war er noch daheim gewesen, damals als man seine stillfromme Mutter zur letzten Ruhe bestattete. Als bald darauf auch sein Vater das Zeitliche segnete, war Dietrich Dallersböck gerade auf einer Geschäftsreise in Paris. Er sah den Verewigten nicht mehr.

Dann kamen die Jahre des gänzlichen Vergessens. Die Heimat lag ihm so fern wie die Quadratwurzel aus X oder das Höhenmaß des Gaurisankar.

Seine Brüder, früh entfremdet, hatten keine Beziehungen zu dem feinen, reichen Kaufmann in der Stadt.

Es kamen die Jahre des Krieges, der Inflation, der Bauernnot.

Ob uns wohl Dietrich aushelfen möchte, fragten die Brüder daheim in ihrer Schulden- und Steuernot.

Aber keiner wagte es, ihn aufzusuchen. Man geht niemand gern um Geld an, am wenigsten einen Verwandten.

So ließen sie es bleiben und hamperten auf ihren Höfen weiter, so recht und schlecht es eben ging.

Da kam plötzlich eine Todesnachricht ins Dorf.

Eine, an die man nicht mehr gedacht hatte, war draußen wo in einem Pfarrhof gestorben.

Die Anna Maria Breitenloher.

„Jesses, die!" sagten die Dallersböckischen daheim. „Die bei unserem Dietrich Pfarrerköchin hat werden wollen."

„Ein kreuzbraves Leut," kam von draußen die Kunde.

„Die gute Stunde selber."

„Ewig schad um die Annamirl!"

„Fünfundvierzig Jahr ist sie blos alt geworden."

„Der Herr gib ihr die ewige Ruh'. Wenn die nicht vom Mund auf in den Himmel kommt, nach-

Schöpfer und Geschöpf

Du bist der Schöpfer, ich bin dein Geschöpf.
Mein Leben ist in deinen Händen
Wie Ton in eines Töpfers Hand.
Noch bäumt sich manchmal auf das Ich
Und möchte selbst gestalten, selbst sich bilden.
Du schaust dann ruhig zu,
Bis mir mein Werk zerbricht.
Denn nie kann ein Geschöpf aus sich
Dein göttlich Abbild formen.
Mit väterlicher Liebe und Geduld
Fügst du die Scherben wiederum zusammen,
Und formst an mir,
Als wär ich Ton in eines Töpfers Hand.
Dies wird solange weitergehen,
Bis ich ganz weich und warm
Mich deinen Künstlerhänden füge
Und ohne Sträuben, ohne Widerstand
Das Werk entsteht, das Du gewollt.
Dann wird die Seele klar erkennen:
Der Herr ist Schöpfer — ich bin sein Geschöpf —
Und sie wird froh und dankbar
Deinem Willen dienen.

S. Sch.

her weiß ich nicht . . ."

„Der reinste Engel . . ."

„Ist als Kind schon so gewesen. Ich weiß noch gut, wie sie sich einen Maialtar gebaut hat."

„Das Kreuz am Schwendhübel draußen hat alleweil frischen Blumenkranz gehabt."

Ob'swohl ein Gerstl hinterlassen hat? Ist ja gutding zwanzig Jahr Pfarrerköchin gewesen. Wenn sie im Jahr blos einen Hunderter erhaust hat, macht's allweil zweitausend Märklein."

„Es wird sich ja weisen — und brauchen könnten wir's auch."

Und es wies sich.

Sie mußten alle zum Notar, die Breitenloherischen so gut wie die Dallersböckischen.

Auch der Dietrich war da.

Der feine Kaufmann saß unter den Anverwandten wie ein Kürbis im Krautgarten.

Der Notar entfaltete das Testament und las:

Gelobt sei Jesus Christus.

Liebe Geschwister, Vettern und Basen!

Dieses ist mein erster und letzter Wille. Indem ich allezeit fest im Sinne gehabt habe, seine Pfarrerköchin zu werden, vermache ich mein Bargeld im Sparbüchlein dem Vetter Dietrich Dallersböck. Meine andern Sachen sollen sich die Schwestern teilen. Es wäre mein Herzenswunsch gewesen, seine Haushälterin zu werden. Aber Gott hat es anders gefügt. Sein Wille geschehe. Der Vetter Dietrich wird schon wissen, was er mit dem Geld anzufangen hat. Es sind über dreitausend Mark in dem Sparbüchel. Betet für mich! Letzte Grüße !

Annamarie Breitenloher.

Dietrich Dallersböck schnellte hoch. Es geschah ihm etwas, was ihm seit seiner Kindheit nicht mehr geschehen war. Er wischte es in einem fort von Wangen unn Augen. Aber es quoll immer nach.

Endlich konnte er stammeln: „Gibt es das noch — heutzutage? Treue! Soviel stille, bescheidene Treue — von einem Menschen, den man nie beachtet hat! Wenn ich das gewußt hätte, bei Gott, vielleicht hätte ich doch die römischen Kaiser und den andern Schmarrn . . . aber jetzt ist's zu spät. Und vielleicht ist es besser so. Denn jetzt weiß ich auch wieder, was Treue ist. Dieses Sparbüchl hat mich's gelehrt. Und was das Geld betrifft, das mir die Verewigte zu treuen Händen vermacht hat, so seid unbesorgt, es wird jeder und jede seinen vollen Anteil bekommen. Was noch fehlt, das lege ich selber drauf."

Acht Tage später erhielt jeder Erbberechtigte einen Geldbrief von Dietrich Dallersböck mit je dreitausend Mark.

Bauernnot war gebannt.

Herzen jubelten auf. Sie kamen zu Dietrich in die Stadt und brachten die Gaben des Feldes, des Obstgartens, des Hühnerstalles, der Gänsehürde.

„Wenn ich gewußt hätte . . ." stotterte Dietrich wieder und schnitt ein Stück vom heimischen Brotlaib, den sie ihm mitgebracht hatten.

„Ja" sagte er wieder, über die Augen wischend, „das schmeckt so wie deine Treue, Anne Maria Breitenloher. Aber es ist gut so. Denn ich hab euch helfen können. Das Sparbüchl hat mir den rechten Weg gezeigt. Den Weg zur Heimat, den Weg zu Herzen, den Weg zur Treue. Es gibt etwas, das mehr ist als Geld, etwas, das man um Geld nicht kaufen kann.

Über den stillen Hügel der Heimgegangenen wölbte sich dald eine Marmornische. Da stand unterm Bilde des Auferstandenen der Name der Verewigte und dazu ein Spruch: „Seid getreu bis in den Tod!"

Gestiftet von

Dietrich Dallersböck.

Festliche Botschaft

Kling' auf, du Lied, auf frohem Pfad
von Berg zu Berg wie Morgenwind
und künde, daß Erlösung naht,
für die, die wahren Willens sind!

Du weitgewölbte Sternennacht,
bekränz' mit deinem Goldgeschmeid
das Kind, das sanft im Kripplein lacht
und wiege es im Festgeläut'!

Springt, ihr Herzen, knospengleich,
und folget treu dem heil'gen Licht —
die Krippe bringt des Friedens Reich,
aus dem euch beste Ernte bricht!

W. Rodlauer

Rosa von Tannenburg

Nach Christoph von Schmid

neu erzählt von

Eduard Drexl

Fortsetzung

Rosa setzte sich wieder auf die Bank. Es war ihr unbeschreiblich ängstlich und bange um das Herz. Sie hielt es für das beste zu warten, bis man sie anredete. Über eine kleine Weile kamen ein Paar Kinder, blieben in einer Entfernung vor ihr stehen und schauten sie an. Rosa grüßte die Kinder freundlich und fragte nach ihren Namen. Sie sagten die Namen und wurden nun sogleich zutraulicher. Otmar, der Knabe, machte den Deckelkorb auf, der neben ihr auf der Bank stand, und guckte, was sie darin habe. Die kleine Berta streckte das Händchen nach den blauen und roten Kornblumen aus, die Rosa auf den Strohhut gesteckt hatte. Rosa gab dem Mädchen die Blumen und beschenkte beide mit einigen Frühbirnen, die ihr die Köhlerin zur Erfrischung unterwegs in den Korb gelegt hatte. Alle drei redeten zusammen als wären sie Geschwister.

Die Kinder gehörten dem Torwächter. Er blickte eben heimlich durch ein Seitenfensterlein der Torstube, das da angebracht war, um leicht zu sehen, wer aus- und eingehe. Er ward gerührt, daß ein fremdes Mädchen mit seinen Kindern so freundlich rede. Die reine Aussprache, die liebliche Stimme, der edle Anstand des freundlichen Landmädchens in der netten, reinlichen Bauerntracht fielem ihm auf.

„In meinem Leben," sagte er, „habe ich kein so ordentliches, wohlerzogenes Bauernmädchen gesehen."

Er kam heraus und führte Rosa in die Stube.

„Was hast du denn da feil?" sagte er freundlich.

Rosa öffnete den Korb und zeigte die Schwämme. Der Mann fragte, was sie dafür verlange.

„Was ihr gern dafür geben wollt," sagte Rosa; „denn ich denke, ihr gebt einem armen Mädchen gewiß nicht zu wenig."

„Das ist gut geantwortet!" sagte der Mann. „Warte hier; ich will die Schwämme selbst in die Schloßküche tragen und für dich handeln. Ich stehe dir gut, du sollst nicht zu wenig dafür bekommen."

Er nahm den Korb und ging.

Bald darauf trat die Torwärterin mit der Mittagssuppe in die Stube.

„Wie kommst du da herein, du verwegener Bengel?" sagte sie zu Rosa. „Wer bist du? Was willst du? Was unterstehst du dich, unangemeldet in diese Stube zu gehen! Auf der Stelle pack' dich hinaus oder ich werfe dir die Schüssel an den Kopf und lasse dich durch den großen Hofhund hinaushetzen!"

Die Kinder baten für Rosa und zeigten die Früchte und Blumen, die sie von ihr bekommen hatten. Eben kam auch der Torwärter mit dem Gelde zurück.

„Nun, nun," sagte der Torwächter, „sei nur nicht so hitzig. Das Mädchen ist brav. Ich dachte schon, ob sie wohl nicht bei dir dienen möchte, da wir doch wieder ein Dienstmädchen brauchen. Aber wenn du gleich so obenhinaus bist, so bleibt kein Mensch mehr bei dir! — Ich selbst führte übrigens das gute Kind in die Stube."

„Dann ist es etwas anderes," sagte die Torwärterin; „dann mag sie bleiben. Du mußts mir's aber nicht übel nehmen, Mädchen, daß ich in Eifer kam; dafür essen wir das Brot unseres Herrn, daß wir auf fremde Leute wohl acht haben."

„Ihr habt recht," sagte Rosa; „daß ich hereingeführt wurde, konntet ihr ja nicht wissen. Auch war es gefehlt von mir, daß ich in einer fremden Stube allein blieb. Ich bitte euch um Verzeihung."

Das gefiel der Torwärterin. Wenn man ihr nur recht ließ,so gab sie sich schon zufrieden.

„Weil du dein Obst mit meinen Kindern teiltest," sagte sie, „so sollst du an unserem Mittags-

mahle auch teilhaben. Komm', setze dich an den Tisch und iß mit."

Rosa aß mit. Die zwei Kinder gaben ihr aber so viel zu tun, daß sie kaum einen Löffel zu Munde bringen konnte. Dennoch redete sie mit der ihr ganz eigenen Leutseligkeit, beantwortete alle ihre Fragen und war so freundlich gegen die Kleinen, daß die Mutter davon ganz entzückt ward.

Als Rosa den leeren Korb nahm und gehen wollte, schrien die Kinder: „Dableiben, dableiben!"

„Ja, mir wäre es auch lieb, wenn du bleiben könntest!" sagte die Mutter. „Möchtest du nicht zu mir in den Dienst?"

„O, von Herzen gern," sagte Rosa; „ich würde euch gewiß treu und redlich dienen."

„Nun wohl," sagte die Torwärterin, „so gehe erst nach Hause und rede zuvor noch mit deinen Leuten! Und wenn es diesen auch recht ist, so kannst du den kommenden Samstag deinen Dienst antreten."

Die Torwärterin sagte noch, was sie ihr Lohn geben wolle, und tat ihr weißes Brot und geräuchertes Fleisch in den Korb.

„Bringe das deinen Leuten zum Gruß," sprach sie, „und komme gut nach Hause."

Rosa dankte für die Gabe und eilte nun freudig dem Walde zu. Agnes saß nicht weit von den drei Kreuzen und strickte. Sie sprang, sobald sie das Fräulein von weitem kommen sah, augenblicklich auf, lief ihr entgegen und sagte: „Gottlob, mein liebstes Fräulein, daß ihr wieder da seid. Ihr werdet müde und hungrig sein. Kommt, setzt euch dort unter den Haselstrauch, wo mein Korb steht, ins Grüne und labt euch mit Milch und Butterbrot und erzählt mir, wie alles gegangen ist."

Rosa ging mit ihr und Agnes nahm die Milchflasche, Brot und Butter aus dem geöffneten Korbe.

„Du gute Agnes," sagte Rosa, „du hast ja mit dem Essen gewartet, bis ich kam. Iß doch jetzt! Ich habe schon zu essen bekommen. Einige Augenblicke will ich mich indessen doch zu dir setzen. Laß uns aber eilen;wir dürfen uns nicht in die Gefahren der Nacht wagen. Erzählen kann ich dir ja im Gehen und unterwegs auch noch ein Stückchen Butterbrot verzehren."

Agnes sagte: „Je, das kann ich ja auch!"

Und beide machten sich unverzüglich auf den Weg.

Tief im Walde, als die Sonne bereits unterging, kamen ihnen der treue Köhler und sein Weib, die um Rosa und Agnes besorgt waren, entgegen. Die guten Leute freuten sich, daß alles so gut abgelaufen war. Nur schmerzte es sie, daß sie nun ihr liebes Fräulein verlieren sollten. Als sie in das kleine Tal kamen, war eben der Vollmond silbern im Osten aufgegangen und beleuchtete die friedliche Köhlerwohnung.

Rosa begab sich, sehr ermüdet, aber auch sehr vergnügt auf ihre Kammer; sie dankte, bevor sie sich niederlegte, Gott auf den Knien, daß er den Anfang ihres Unternehmens gesegnet, und flehte zu ihm, daß er es auch zu einem glücklichen Ende führen wolle.

Neuntes Kapitel.

Rosa als Dienstmädchen.

Der nächste Samstag, an dem Rosa abreisen sollte, war für alle im Hause ein sehr trauriger Tag. Es kam Rosa unaussprechlich hart an, die guten Leute, die es so redlich mit ihr meinten, und das freundliche Tal, in dem sie so ruhig lebte, zu verlassen — und hinzugehen in die Burg eines Feindes, an den sie nicht ohne Schrecken denken konnte. Auch wußte sie wohl, daß sie sich jetzt in Dienst bgab, in dem keine geringen Leiden auf sie warteten. Allein im Vertrauen auf Gott und aus Liebe zu ihrem Vater trat sie diesen harten Weg mutig an. Der ehrliche Burkhard und die gute Gertraud nahmen unter tausend heißen Tränen und frommen Segenswünschen Abschied von ihr. Agnes aber, die ihr das kleine Wanderbündelein trug, begleitete sie bis in die Torstube zu Fichtenburg.

Die Torwärterin nahm beide sehr freundlich auf. „Das ist brav, daß du Wort hältst," sagte sie zu Rosa. „Setzt euch nun beide, ich will euch gut bewirten."

Rosa öffnete den Korb, den sie am Arm hatte, und überreichte als einen kleinen Gegengruß von ihren Leuten einige Büschel sehr feinen Flachses. Da ward die Torwärterin noch freundlicher. Für die Kinder hatte Rosa Birnen und Pflaumen, eine Menge Haselnüsse und getrocknete Dorschlehen mitgebracht.

Nach dem Essen nahm Agnes, bitterlich weinend, Abschied von Rosa. Sie versprach recht oft zu kommen und ging schluchzend zur Tür hinaus. Der guten Rosa aber, die sich jetzt, von allen ihren guten Freunden getrennt, in den Mauern einer feindlichen Burg sah, war es nicht anders als wäre sie ganz allein auf der Welt.

Nachdem Agnes fort war, setzte sich die Torwärterin in den großen Lehnsessel neben dem Ofen und sagte, indem sie mit dem Finger auf den Boden zeigte: „Du, Rosa! steh' einmal daher — hierher auf dieses Plätzchen. Ich habe ein paar Wörtlein mit dir zu sprechen. Ich weiß wohl, daß man mir nachsagt, es sei mit mir garnicht auszukommen; ich sei zu hitzig und aufbrausend und habe in einer Zeit von fünf Jahren bei zwanzig Mägde gehabt. Das sagt man weitumher im ganzen Lande. Davon sagt man aber nichts, was alle diese Mägde für Fehler hatten. Ich muß dir diese Muster doch ein wenig beschreiben."

Sie fing nun an, mit sehr geläufiger Zunge und vieler Hitze ihre bisherigen Mägde zu schildern.

„Die erste," sagte sie, „die Brigitt' — doch ich will die Namen der Mägde nicht nennen, um sie nicht in üblen Ruf zu bringen — die Brigitt' also, über die ich mich fast am meisten erzürnte, war höchst stolz und hochmütig, wollte alles besser wissen und niemals unrecht haben. Einmal hatte sie mir einen Eierkuchen so vollkommen zu Kohlen verbrannt, als hätte sie die Kunst von einem Kohlenbrenner gelernt. Und da war sie noch so unverschämt und behauptete mir unter das Gesicht, der Kuchen sehe schön gelb aus wie Gold und keiner auf der ganzen Welt könne besser schmecken. Da lief mir die Galle über und ich wies ihr die Tür.

Die andere war ungenügsam, mit nichts zufrieden, immer mürrisch und verdrießlich. Sie machte beständig ein Gesicht als tränke sie Wermut. Immer wußte sie etwas an der Kost zu tadeln. Mehr als zehnmal warf sie mir die viele Arbeit und den wenigen Lohn vor. Da bekam ich's endlich genug und sagte: Nun, Urschel, so suche dir denn einen andern Dienst, wo du mehr Lohn und weniger Arbeit hast.

Die dritte war die Faulheit selbst. Bis sie einen Topf gespült hätte, hätte Moos darauf wachsen können. Sie war zu faul sich zu bücken. Wenn sie die Stube gekehrt hatte, ließ sie den Besen vor der Tür liegen und stieg zehnmal darüber hinweg. Alle Morgen mußte ich sie wecken und wohl zehnmal rufen: Steh' doch einmal auf, Käthe! Es wäre fast notwendig gewesen, der Engel mit der Posaune wäre gekommen sie zu erwecken. Ich glaube, wenn ich sie einmal hätte liegen lassen, sie schliefe noch. Wem wäre nun mit einer so trägen Magd gedient gewesen? Ich sagte, sie sollte gehen, oder wenn sie zu faul dazu wäre, so wolle ich sie auf dem Schubkarren fortführen lassen.

Die vierte war naschhaft. Rahm und Butter, Fleisch und Speck waren so wenig vor ihr sicher als vor einer Katze. Einmal im Frühling, an einem Sonntag nachmittags, wollte ich meinem Manne, der über Feld war, entgegengehen bis in das nächste Dorf. Unterwegs schaute ich mich um und sah aus meinem Kamine Rauch aufsteigen. Ich kehrt auf der Stelle um — und als ich in die Küche trat, was erblickte ich da? Da saß meine saubere Margaret auf dem Herde und hatte eine große Schüssel voll Apfelküchlein vor sich stehen. Alle Welt, wie ich da auffuhr! Sie mußte sich über Hals und Kopf aus dem Hause packen. Wer hätte ein so treuloses Mädchen auch nur noch einmal über Nacht behalten mögen?

Die fünfte war unreinlich. Zwar an den Sonn- und Festtagen stieg sie geputzt einher wie ein Pfau. Aber an den Werktagen sah sie aus, als wäre sie ganz aus Schmutz und Lumpen zusammengesetzt. Wenn man sie ausgestopft und auf den Acker hinaus gestellt hätte, so hätte sie die Vögel verscheucht. Diese schaffte mir der Ritter weg; er sagte, es sei unanständig, daß einem sogleich bei dem Eintritt in das Schloß eine solche Vogelscheuche in das Auge falle.

Die sechste war höchst vergeßlich und unachtsam und sie sah nicht im geringsten auf meinen Nutzen. Sie dachte an gar nichts und ich mußte es ihr alle Tage aufs neue sagen, was sie jede Stunde zu tun habe. Sie zerbrach mir mehr Schüsseln und Häfen als Tage im Jahre sind. Die zinnernen Löffel schüttete sie mit dem Spülwasser aus; ich fand einmal einen im Schweinestalle und das Schwein hatte ihn zerbissen. Bald darauf zerbrach sie ein Glas. Ich hörte es klingen und lief in die Küche. Sie hatte aber die Scherben schon versteckt und leugnete die Tat. Ich suchte lange vergebens. Mir aber war sie nicht zu listig. Sie hatte die Scherben in das Spülwasser geworfen, aus dem ich sie wieder herausfischte. So, sagte ich, die Glasscherben hätte wieder mein Schwein verschlucken sollen. Aber ehe ich mein Schwein daraufgehn lasse — gehst du mir lieber. Sie mußte fort.

Die siebente war vorwitziger und schwatzhafter als eine Dohle. Immer horchte sie heimlich an den Türen. Alles, was im Hause vorging, plauderte sie aus und stiftete dadurch vielen Zank und Hader an. Wenn man wollte, daß etwas recht bald bekannt werde, durfte man es nur ihr anvertrauen. Sie war eine entsetzliche Plaudertasche, die alles übertrieb und an kein Ende kommen konnte. Doch

— horch'! — eben hat man mir geschellt; jetzt muß ich abbrechen. Das ist mir recht leid, denn ich habe mich ohnehin sehr kurz gefaßt. Ich könnte dir von jeder dieser Mägde drei Stunden lang erzählen. Wir wollen das Weitere auf morgen sparen. Da ist's Sonntag; da haben wir recht Zeit dazu. Merk' dir indessen diese Fehler und hüte dich davor, sowie vor allen andern, die ich dir in dem Spiegel meiner Mägde noch ferner zeigen werde; dann werden wir, wie ich hoffe, nicht übel miteinander auskommen."

Rosa sah wohl ein, daß die Torwärterin selbst übertreibe und garnicht Ursache habe, andern über die Schwatzhaftigkeit Vorwürfe zu machen. Sie dachte indessen: „Wenn eine Magd nur den zehnten Teil genannter Fehler an sich hat, so verdient sie schon Tadel, und eine Hausfrau, die auf Fleiß, Reinlichkeit und gute Hausordnung hält, kann allerdings nicht mit ihr zufrieden sein. Ich werde mich bemühen, alle diese Fehler gänzlich zu meiden."

Und in der Tat wurde Rosa das Vorbild einer guten Dienstmagd. Was sie immer tat, das tat sie mit Freuden. Sie war unermüdet fleißig. Es war eine Lust, anzusehen, wie flink und frisch sie die Arbeit angriff und wie schnell und gut ihr alles von der Hand ging. Nichts mußte man ihr zweimal befehlen. Sie verrichtete die Arbeiten, die täglich vorkamen, zur rechten Zeit und wartete nicht, bis man sie daran mahnte. Sie sah selbst, was zu tun sei. Hausgeräte und Geschirre stellte sie, wenn man sie nicht mehr brauchte, an einen Ort. Die Stube hielt sie höchst reinlich nud sie ruhte nicht, bis in der Küche alles glänzte und blinkte, so daß einen jeden, der hereinkam, die Reinlichkeit gleichsam anlachte. Das Eigentum ihrer Herrschaft nahm sie mehr in acht als das ihrige. Sie ging mit den irdenen Geschirre so vorsichtig um als wäre es das feinste Porzellan. Keine Nähnadel. die sie auf dem Boden erblickte, ließ sie liegen; sie hob sie auf und steckte sie in ein Nähkissen ihrer Hausfrau. Heimlich zu naschen wäre ihr ein Greul gewesen; ja sie hätte sich vor der Sünde gefürchtet, auch nur ein Stückchen Faden zu veruntreuen. Sie war sehr verschwiegen und was im Hause geredet und getan wurde, kam nie über ihre Lipen; sie war sehr genügsam und freundlich; sie war die Bescheidenheit selbst. Wenn sie etwas übersah, so gestand sie den Fehler ein und bat um Verzeihung. Die Torwärterin wurde nach und nach von selbst sanfter und es verging, zum nicht geringen Erstaunen ihres Mannes, hie und da ein Tag, ohne daß sie zankte.

Rosa hatte dennoch einen sehr harten Dienst. Sie war in den feinen weiblichen Arbeiten für ihr Alter eine Meisterin; allein viele der rauhen Arbeiten, die man ihr jetzt auftrug, waren ihr ganz und gar ungewohnt und fielen ihr deshalb sehr schwer. Sie mußte jeden Tag aufstehen, Holz und Wasser tragen, in der Küche Feuer anschüren, die Geschirre spülen, den Stubenboden und das Küchenpflaster auffegen und noch viele andere Arbeiten dieser Art verrichten. Da sie mit mancher dieser Arbeiten bei dem besten Willen nicht allemal sogleich zurechtkommen konnte, so mußte sie sich von der aufgebrachten Hausfrau dumm und ungeschickt schelten lassen. Die Kost war zwar in ihrer Art gut; allein manche Speise kam dem guten Fräulein so fremd und seltsam vor, daß es sie Überwindung kostete davon zu essen. Ihr Bett war sehr reinlich, allein für ein Fräulein zu rauh und zu schwer.

Wenn sie nun vom frühen Morgen bis zum späten Abend hart gearbeitet hatte und müde und traurig auf ihre kleine Schlafkammer kam, so war es ihr einziger Trost noch eine halbe Stunde für sich allein zu sein und ihre Leiden Gott zu klagen. Oft öffnete sie ein Fenster, blickte mit Tränen in den Augen zu den Sterne auf und betete.

Zehntes Kapitel.

Rosa kommt zu ihrem Vater in das Gefängnis.

Rosa hatte in ihrem Dienste schon viele harte Tage zugebracht und noch keine Gelegenheit gefunden, zu ihrem Vater in das Gefängnis zu kommen. Es war ihr sehr schmerzlich, ihm so nahe zu sein und ihn doch nicht zu sehen. Indessen war ihr sogleich anfangs ein Strahl der Hoffnung aufgegangen.

Sie hatte bemerkt, der Torwärter sei zugleich Kerkermeister und er müsse den Gefangenen die Kost reichen. Sie erkundigte sich bei ihm von Zeit zu Zeit nach allen Gefangenen. Da hörte sie doch wenigstens, daß ihr Vater noch lebe und gesund sei.

Sie bat den Torwärter öfter, ihr die Gefangenen zu zeigen; er aber schüttelte allemal den Kopf und sagte: „Man muß nicht so vorwitzig sein."

Oft konnte sie die Tränen nicht zurückhalten, wenn sie das irdene Schüsselchen mit magerer Suppe sah, das nebst schwarzem Brot und dem Wasserkrug für ihren Vater bestimmt war.

Fortsetzung folgt.

FATIMA STUDENT BURSE

Nun feiern wir wieder frohe Weihnacht. Gott wurde Mensch, um jedes seiner Menschenkinder zu retten. Christus rettet durch seine hl. Sakramente, deren Ausspender die Priester sind. Von den Gottespriestern hängt es in hohem Maße ab, wie vielen Menschen die Weihnachtsbotschaft verkündet werden kann. Wir brauchen viele Priester, denn viele Menschen warten immer noch auf diese Botschaft. Unsere Student Burse Geber sind wie eine fromme Familie des Herrn, deren Ziel die Unterstützung der Erziehung armer Studenten zum hl. Priestertum ist. Was Ihr bis jetzt geopfert, liebe Freunde, solltet Ihr jetzt zur hl. Weihnachtszeit noch einmal im Geiste dem Erlöser in der Krippe hinschenken, damit Er es Euch segne.

Bisher eingenommen:		$244.00
Longinus Kosolofski,	Prelate, Sask.	1.00
Julia Fröhlich,	Marquis, Sask.	8.00
Ein Freund,	North Star, Alta	3.00
Rosalia Schmidt,	Vancoucer, B. C.	1.00
Ein Freund,	Humboldt, Sask.	2.00
Joh. Diewald,	Macklin, Sask.	8.00
Ein Freund,	St. Gregor, Sask.	4.00
S.J. Ripplinger,	Kendal, Sask.	3.00
Joseph Rohs,	Leipzig, Sask.	5.00
Mrs. Rose Dombrowsky,	Claybank,	5.00
Wendelin Kress	Kendal, Sask.	1.00
Anton Ring,	Kendal, Sask.	1.00
		$286.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.